Sankt Michels Heervolk

Novellen
von
Rudolf Heubner

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Sankt Michels Heervolk

c. 1

Sankt Michels Heervolk

Novellen von

Rudolf Heubner

Erstes bis viertes Tausend

Grethlein & Co. G. m. b. H. in Leipzig

HV2345
H
cop. 1

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten.
Gesetzliche Formel für den Schutz des Werkes in den Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1916
by Grethlein & Co. G. m. b. H. in Leipzig

Druck von August Pries in Leipzig.

Inhalt

Seite

Kameraden 9
Das Erlebnis des Leutnants Vahlen 25
Der Weg durch die Nacht 53
Von vieren der Letzte 89
Die Hexe von Beauregard 111
Der Schatz von Lambertskerke 145
Ein Abschied 183
Wie Martin Brandhofer heim kam 195

Kameraden

Es war ein quellender Brunnen, der hatte einen ganz eigenen Ton und rauschte mit dumpfem Gemurmel immer hinein in den schweren gleichmäßigen Marschtritt der Kompagnie, und darüber war so ein Hauch von Fichtennadeln und Heckendorn, der floß frisch in den warmen Dunst über den bewaffneten, immer im gleichen Schritt hinwandernden Männern. Wie dumpfe Schläge auf die Erde waren diese unzähligen Tritte ....

Und der Brunnen floß doch weit irgendwo dahinten, wo das Land deutsch war, und die Fichten und der Heckenstrauch hauchten ihren herben Geruch daneben aus, weit droben im einsamen Bergland, wo die Elster herunterkommt.

„Vorwärts, — vorwärts," schrie der Unteroffizier der Mannschaft zu, — „Kreizsakramichel, Gefreiter Sengebusch ...."

Der Gefreite Sengebusch fuhr aus dem Hinbrüten auf, rückte seinen Leib gewaltsam zurecht und warf das Gewehr auf die andere Schulter. Die Reihen im Marsch schlossen sich näher aneinander. — Da war der rauschende Brunnen weg und der Hauch, der von dort hergekommen war.

An seinen Namen hatte er sich nun schon gewöhnt, die Wochen her, obgleich's ihm nicht leicht fiel, denn zu Hause nannte ihn kein Mensch damit — da war er bei allen der Winkler Max, weil sein Gartengut da im Gebirge im Winkel zwischen den großen Staatsforst hinein lag, gerade an der Lehne über den Bauernwiesen.

Das ging nun so immer vorwärts, und die schweren Stiefel, die erst gelb gewesen waren und nun schon lange schmutzig schwarzgrau, schlugen den Takt, in dem das ganze Leben unterging. Da konnte einer bloß Unterhaltung finden, wenn er's in seinen Gedanken mit etwas hatte, zum Beispiel mit dem Brunnen und dem Heckendorn —

Ein Gemütsmensch war er nun schon gar nicht, der Winkler Max. Aber das kam so beim Marschieren mit dem Affen auf dem Rücken und dem Gewehr und dem Helm, unter dem der Schweiß in Rinnen über die rote Stirn lief.

Weiß Gott, es war doch schön so, bei all dem Abquälen und Schinden und Entbehren, wenn's auch nicht mehr so lustig war, wie an dem Augusttag, wo sie mit den tausend Fähnchen auf den Gewehren und mancher Blume am feldgrauen Rock nach dem Bahnhof zogen zwischen den winkenden Menschen durch, von denen jeder gern ein Bruder sein wollte mit Gruß und Gabe und liebem Wort, — während droben über die Brücke die Züge rollten, voll von Kameraden aus Preußen —

Wenn nur der eine da vorne nicht gewesen wäre, der verdammte Flügelmann links im dritten Glied. Er ging wie ein großes starkes Tier mit seinen tüchtigen Gliedern, den Kopf zurückgeworfen, daß ihm der Schweiß nicht zu sehr über die Augen lief, und mit so einer Bewegung, als täte er sagen: Wartet nur, wenn ich erst an euch komme, dann sollt ihr mir den Weg bezahlen —! und allemal, wenn es so weit war, hob er das Gewehr von der einen Schulter auf die andere mit einem Ruck, der hieß: So — den Tag tragen wir den Prügel noch, — aber wenn er erst einmal im Anschlag liegt, gnad' euch der Himmel vor dem Zorn, der da herausfliegt.

Und dann stampften sie weiter.

„Dank' du deinem Herrgott, Pocher, daß du nicht auf der andern Seite stehst, unter den Franzosen und Englischen," murmelte der Winkler, „meine erste Patrone gehörte dir."

Denn er war auch so ein Wilder mit seinen fünfunddreißig Jahren, wie der da vorn, und fuhr sich in das feuchte rotblonde Haar unterm Helmdach und zog die Buschen kraus über den heißen graublauen Augen.

„Was ist das mit dem Vaterland, wenn so einer vor einem hermarschiert," murrte er, „den ganzen Krieg könnt' er einem verleiden und die Wacht am Rhein und jedes brave Gefühl ins Herz hinein. Der Teufel hol' mich."

An Weib und Kind dachte er nach Hause und vor allem an den Brunnen. Aber wenn das Bild aus dem Seitental da oben im Bergwinkel so recht vor ihm stand, verdarb's ihm der Pocher; und wenn er so mit Fuß und Herz marschierte und sich fürs Vaterland in den Krieg hinein freuen wollte, war es wieder der Pocher, der ihm alles verleidete.

Das war der Haß und Streit von langem her.

Mit dem rechten Namen hieß er Schneider, der Flügelmann, und war zu Haus in demselben Rammelsreuth und hatte sein Häuslergütchen ein Stück abwärts an der Lehne, wo ehemals das Pochwerk stand. Darum hieß er der Pocher. Denn im Gebirge bei uns gilt der Name, der bloß in den Büchern steht, nichts, aber der vom Boden kommt, der macht den Menschen, weil darin das unvergängliche Wesen der Erde steckt.

Ja, wenn der Brunnen nicht gewesen wäre! Denn als sie ehedem zusammen bei der Truppe waren, und noch hernach, war alles gut. Aber wie erst der eine, dann der andere das Vatergut übernahm, da ging es los mit dem Streit um das Trinkwasser.

Auf dem Winkler-Boden lag der Brunnen, aber der Pocher hatte sein Recht daran von alters her. Beim Spiel im Wirtshaus einmal trumpfte er's heraus als ein Recht, obschon er der Geringere war. Und vom Winkler aus sollte es bloß so eine Art Vergünstigung sein. Im Ernst hätt' er's ihm bis dahin nicht bestritten; aber weil er damals gerade wegen des verlorenen Spiels in gereizter Laune war und der Pocher so aufpochte, wollte er's ihm zeigen, — nur daß es ein Abkommen würde, wieder aus Vergünstigung. Da war der Prozeß da, und der Pocher, der mißtrauisch war und sich vor den Kosten fürchtete, gab sich nicht, sondern focht auf Tod und Leben. Da kam aus dem Prozeß die Feindschaft.

Aber der Pocher verlor das erste Mal. Wenigstens auf dem Papier. Denn geben tat er sich nicht. Dafür war es ein Recht. Ans Landgericht trieb er es, natürlich. Aber noch ehe er das Recht in Händen hatte, stapfte er mit seinen Eimern unentwegt an den Brunnen, über den Winkler-Grund und -Boden hinweg. Da kam der Winkler mit dem Ortscheit gelaufen und fuhr auf den Pocher hinein, der sich dieses erste Mal mit Grollen zurückzog, weil es ihm um die vollen Eimer war. Am nächsten Tag, nachdem die Weiber hüben und drüben fleißig geschürt hatten, kam er wieder, und der Winkler kam auch wieder, diesmal mit einem frischen Waldknüppel. Und weil der Eimer noch leer war und als gute Waffe taugte, kam's zu einem wilden Hauen, bis das Blut floß. Dann ging die Sache an den Gendarm und von dem an die Schöffen; und daß die Nachbarn alle beide ihren Denkzettel bekamen, obwohl jeder in der Notwehr gewesen sein wollte, machte die Sache nicht besser. — Der Pocher grub einen Graben von dem Wasser her, aber der Winkler schüttete ihn zu, das gab neuen Hader.

Hierauf verlor der Winkler den Wasserstreit beim Land-

gericht. Das war aber nicht das Zeichen zum Frieden, sondern erst zum ewigen Kriege, und das ging, bis keiner den andern mehr ersehen konnte.

Als der große Völkerkrieg losbrach und die Gestellung kam, hatte der Winkler eine scharfe gerichtliche Androhung gekriegt, sich jeglicher Störung des Wasserrechts zu enthalten. Die trug er noch in der Tasche und daneben die Abrechnung über die bösen Kosten, die er beim Einrücken in die Garnison noch bezahlt hatte. Und wenn er sich aufrichtete und das Knittern auf seiner Brust hörte, wurmte es ihn ins Herz hinein; aber weggeworfen hatte er die Urkunden nicht, denn die waren für ihn die Bestätigung, daß ihm in der Welt bitter Unrecht geschehen sei, und gerade darum wollte er sie in seinem Stolz nicht von sich lassen.

Nun marschierten sie schon tief in Frankreich drin auf der Straße, wo die Munitionswagen und Proviantkarren rasselten und gar oft ein Zug Wagen mit Verwundeten im Stroh entgegenkam, denn es war nicht mehr weit von der Feuerlinie, und das dumpfe Grollen der Geschütze ging schon den ganzen Tag.

Das war noch ein besonderer Streich vom Schicksal, daß der Pocher in dasselbe Regiment Landwehr und in dieselbe Kompagnie kommen mußte. Ganz anders hätte einer fürs deutsche Vaterland dreinhauen können, wenn das nicht gewesen wäre.

Der Pocher, der da vorn ging, dachte ebenso vom Winkler. Aber das ergrimmte den Winkler vor allem, daß es der Pocher soviel leichter hatte, weil er seinen alten Gegner nicht vor sich sah und weil er auch keine solchen bösen Schriften auf der Brust trug.

Immer lebendiger wurde es, je weiter sie kamen. Meldereiter jagten vorüber, hie und da war hinter einer Erdwelle

ein Stabsquartier, und immer häufiger wehte über Schuppen und Scheuern das Banner mit dem Genfer Kreuz ....

Halt! — und Rast in einem zerschossenen und verlassenen Dorf, die Gewehre zusammengesetzt, und dann endlich wieder einmal abgekocht.

Im Morgengrauen ging es vor in die Schützengräben, — ein Bataillon, das schon drei Wochen da gelegen hatte, abzulösen.

Der Unteroffizier zählte die Leute ab. Nun hierhin und dorthin durch die dunkeln, gewundenen Laufgräben, gebückt, stolpernd, an finsteren Unterständen vorbei.

Die Feldkessel und Gewehrschnallen klirrten ganz leise. Da richtete sich, wo es Deckung gab, der zweite Vordermann in der Dämmerung auf mit seinen breiten Schultern. Der Pocher, verdammt. In demselben Graben mit dem, in dasselbe ausgewühlte Erdloch.

Es war noch Ruhe, hüben und drüben. Und es gab sogar einen Unterschlupf, über dem die dicken, mit Erde hochgedeckten Baumstämme lagen.

Der Winkler dachte im Augenblick nicht daran, daß sie da auf ein paar hundert Schritt den Feind gegenüber hatten und daß es nun dem Tod ins Auge sehen hieß. Die Wut, daß der Pocher mit ihm dieselbe Höhlenwohnung teilte, als wär's zum Spott, war ihm das nächste. Er kauerte sich in die Ecke, so weit ab, als es ging, und fühlte nach den Papieren, seinem Recht und Unrecht, und neigte das Kinn auf die Brust .... Aber Schlaf gab es da nicht, nur ein wirres, trübes Hindämmern mit halbwachem Geist und wehen Gliedern —

Nach einer Stunde, als der Tag zögernd aufging und der kalte Hauch über die Erde zog, kam ein leiser Anruf,

ein weitergegebenes Kommando. Heraus in den Graben. Von drüben fielen die ersten Schüsse, — scharf und hell wie eine Drohung, und es klatschte in den Boden irgendwo und pfiff über den Köpfen.

Gewehr im Anschlag über die lehmige Erde hinweg. Der Winkler warf noch einen halben Blick seitwärts nach dem Pocher, — aber es stand noch ein Mann dazwischen, — Gott sei Dank, daß der dazwischenstand, da hatte einer wenigstens jemand zum Nachbar, mit dem er's halten konnte. Dann gab's keine Obacht mehr nach der Seite, geradevoraus gingen die Augen und geradevoraus jeder Gedanke und jede Aufmerksamkeit.

Das war es also! Nach ein paar ungewohnten Herzschlägen war ein tüchtiger Kerl schon drin zu Hause. Auf der ganzen deutschen Linie blitzte es, und die guten Schüsse fielen so, wie derbe Peitschenschläge. Den Finger an den Abzug und klares Auge! — Sakermentsche Gesellschaft da drüben. Was sind das für Gesellen? Turkos? Weiß der Teufel.

Da hatte einer zu weit herausgelugt und fiel im Feuer hintenüber, es war deutlich zu sehen. Siehst du Winkler, — das war der erste, dem du's versalzen hast, gegen das deutsche Vaterland anzugehn.

Das blieb nun so Tag für Tag, und von dem lustigen Leben in den Schützengräben war hier nicht viel zu spüren. Zu Anfang ging es schon, aber als sie die ersten Kameraden begraben hatten, bei Nacht und Nebel, und darunter einen, den eine Granate zerrissen hatte, daß er nicht mehr zu erkennen war — lieber Himmel, er hatte seine fünf Kinder zu Haus — da kam eine andere Stimmung. Weg damit, — das gute Herz bleibt doch oben.

Ja, wenn die verfluchten Granaten des Nachts nicht ge-

wesen wären, die so ein schönes Feuerwerk machten und den ganzen Abschnitt langsam, suchend, bestreuten. Einmal war eine nur ein knappes Stück vor dem Graben zwischen den Drahtverhauen geplatzt, daß Erde und Steine und Eisensplitter über die Köpfe hinfegten, als wäre es das Ende.....

„Gesegnete Mahlzeit!" rief der lustige Oberleutnant, der im Zivilstand Geschichtslehrer war, aber seine brave Landwehr an der Leine hatte, wie sonst seine Tertianer, „schade um die Platzpatrone, — alles bei einander?"

Und es fehlte keiner.

Nur der Pocher hätte nicht sein dürfen. Und der Winkler schickte, wenn sich von den Turkos drüben keiner vor dem Rohre zeigte, einen wilden Blick nach links über den Nebenmann hinweg, der geduckt auf der Lauer lag, und atmete doch auf, weil der Nebenmann dazwischen war.

Es war so eine Gewohnheit, in dem alten Haß herumzurühren, und dem Pocher ging es ebenso, — wenn der Winkler nicht hersah, kriegte er von links auch so einen Blick über den Nebenmann hinweg.

In einer Nacht war viel geheimnisvolles Leben drüben bei den Turkos; aber zu sehen war in dem Pechdunkel nichts. Verlorene Schüsse herüber und hinüber, das war alles, dann flogen die Granaten wieder und greulicher als je zuvor.

Da kam's im Morgengrauen, — der Angriff von drüben.

Wie die Teufel sprangan die Turkos aus ihren Gräben und stürzten mit dem Bajonett gegen die deutsche Linie vor, sie zu zerbrechen.

Schnellfeuer! Ununterbrochenes Aufblitzen und Krachen auf der ganzen Front!

In Haufen stürzten die heranstürmenden Afrikaner zusammen, schreiend, fluchend, sich krümmend. Aber das war, als wenn die Hölle immer mehr herausschleuderte, je mehr fielen. In breiten Reihen stürzten sie vor, unaufhaltsam, als wäre eine grausame Macht hinter ihnen, die sie erbarmungslos vorwärts trieb. Ein paar Mal strömten sie zurück, aber dann taumelten sie herum, französisches Maschinengewehrfeuer flog ihnen von hinten entgegen, und mit noch heftigerer Wut stürzten sie sich auf den deutschen Feind. Jede Welle kam ein Stück näher, — so viele auch liegen blieben.

Die deutschen Gewehre wurden heiß. Unaufhörlich Schnellfeuer. . . .

Neben dem Winkler hatte jemand einen Haufen Munition auf die Erde geschüttet. Die eigene ging schon zu Ende.

Ein dumpfer Fall auf der anderen Seite. Den Nebenmann hatte eine verirrte Kugel von drüben her in den Graben geworfen. Da war der Pocher der nächste geworden, der aufrecht stand und sein Rohr gegen den Feind hielt. Er war ganz rot vor Aufregung, und da, als er sich verschossen hatte, warf er den Kopf herum und schrie dem Winkler das eine Wort zu, grimmig, haßerfüllt: „Patronen!"

Das war das erste Wort, das seit Jahren zwischen ihnen gefallen war. — Und der Winkler warf ihm hinüber, soviel er erraffen konnte.

„Langsam feuern!" brüllte der Oberleutnant in den Lärm.

Da wogte die ganze Masse der erbosten Afrikaner daher, das Weiße in ihren Augen war deutlich zu sehen. Ihr höllisches Geheul gellte durch die Luft.

Auf dreißig Meter waren sie heran.

„Schnellfeuer!" schrie der Oberleutnant heiser.

Ein wütendes Feuer brach aus der ganzen Kette. Noch ein paar Sprünge stürzten die Teufel in dem Geschoßhagel vor, dann brach der Ansturm zusammen. Was nicht gefallen war, rannte schreiend zurück — zu Hügeln gehäuft lagen die Toten auf dem Angriffsfelde.

Wie lange das alles gedauert hatte, keiner wußte es. Nur, daß der Sturm abgeschlagen war, der Tod beschworen.

Sie atmeten auf, sie lachten erregt und schüttelten sich die Hände, die Kameraden untereinander, der Oberleutnant den nächsten neben ihm. Nur der Pocher und der Winkler gönnten sich Gruß und Glückwunsch nicht.

Das verdroß sie beide, aber sie mühten sich, ihren alten Haß, der in dieser Stunde zusammensinken wollte, gerade erst recht zu schüren, — wie wenn einer mit dem Blasebalg in eine niedergehende Flamme bläst.

Schon gut. Der Krieg hatte sie doch schon als brave Kameraden zusammengeschmiedet. . . .

Der Winkler warf sich erschöpft in seine Ecke im Unterstand, zog die gestopfte Pfeife heraus und suchte umsonst nach einem Streichholz.

„Heda," rief er einem zu, der auf einem Bund Reisig lag und sich eben die zerdrückte Liebeszigarre ansteckte.

„Es ist mein letztes auch!" rief der und hielt ihm das Hölzchen herüber, „Donnerwetter, es brennt schon an die Finger," — und warf es weg.

Da riß der Winkler einen Fetzen Papier heraus und fing damit das letzte verglimmende bißchen Feuer auf der nassen Erde.

Und als er die Pfeife in Brand hatte und das Papier ansah, durch das die gierige Flamme lief, war es die Abrechnung über den Prozeß, das eine Zeichen des Hasses, das er so sorgsam bei sich getragen hatte.

„Da soll doch —!" fluchte er, trat den verkohlten Wisch mit seinem Kommißstiefel in den Lehm und warf sich herum. — „Nun, meinethalben . . . .!"

Am Abend kam heimlich Verstärkung herein und dazu der Befehl zum Nachtangriff, den ermatteten Feind drüben vollends aus seinem Nest zu vertreiben. Die Artillerie hatte den ganzen Tag vorgearbeitet. Gegen elf Uhr nachts schwieg sie.

Da setzten sie an, zum Sturm.

Heraus aus dem Graben, geduckt, so lange es ging, mit dem aufgepflanzten Bajonett. Und dann mit gellendem Hurrageschrei vorwärts in wilden Sprüngen.

Ein wütendes Schießen erhob sich drüben.

„Kinder," schrie der Oberleutnant, „das ist nichts, sie tun nur so . . . ." Da riß es ihn über den Haufen.

Weiter! — Der Pocher und der Winkler rannten nebeneinander.

Es war ein schweres Stück. Bald hier, bald da taumelte ein Kamerad vornüber, hintenüber, und brach zusammen. An manchen Gefallenen stieß der Fuß derer, die nachstürmten.

Einmal wogte alles unter dem Höllenlärm zurück. „Vorwärts, vorwärts!" schrie der Offiziers-Stellvertreter, der nun führte, mit einer Stimme, die keines Menschen Stimme glich.

Vorwärts mit frischer Verstärkung.

Der Pocher tat im neuen Anlauf ein paar gewaltige Sprünge voraus. Da schoß er auf einmal in die Höhe, wie ein wundes Tier, und flog dann krachend zu Boden.

„Kamerad —", stöhnte er, sich herumwälzend, als suchte er Hilfe, nicht zertreten zu werden.

Der Winkler war der nächste. Er beugte sich hastig darüber und hatte auf einmal vergessen, was vergangen war.

Aber der Pocher zuckte zusammen und sah aus seinen schmerzvollen Augen mit der Scheu eines Kindes dem alten Widersacher ins Gesicht. Der Blick ging dem Winkler durch und durch.

„Sei ruhig, Pocher," rief er, „ich bin's, der Nachbar. Geht's mit dem Aufstehn?" Und er faßte unter und suchte den schweren Mann zu heben.

Der Pocher schüttelte den Kopf, sein Gesicht war fahl und müde. Ein Schuß in der Brust, ein zweiter durch den Leib.

„Laß mich liegen," keuchte er und verbiß die Schmerzen.

„Nichts da," rief der andere in Hast, „da sollst du nicht liegen bleiben, wenn sie nachher wieder die Granaten streuen."

Und er zog den Gefallenen mit einer Kraft, die in der Anstrengung wuchs, unter den pfeifenden Geschossen zurück bis in die Deckung.

Der Pocher konnte kaum noch sprechen. „Dank —," lallte er und streckte die feuchte Hand aus, — „daß du mir das tust."

„Das gibt es nicht mehr," sagte der Winkler und nahm die matte Hand. „Red' nicht mehr davon —"

Da brach eine kurze Freude aus den Augen des Sterbenden und sein Brust hob sich wie von einer schweren Last befreit. Er krampfte mit der letzten Kraft seine Hand zusammen und zog den alten Nachbar herunter. „Sag's meiner Frau, Winkler, sie soll der Marie das Beste tun, daß es ein brav Stück Mensch wird, und das Gütel für sie halten, so wohl es geht. Und schau' einmal nach dem Rechten, wenn du davonkommst. Willst du das, Winkler?"

„Ja, das will ich," sagte der. „Gute Kameradschaft!" und für sich flüsterte er: „bis in den Tod hinein".

„Ah" — hauchte der Pocher und streckte sich. Und dann war's vorbei — —

Der Winkler setzte in langen Sprüngen wieder in das Getümmel hinein, das Gesicht unterm Helm von Blut und Dreck bespritzt, wie die Uniform, aber mit einem Gefühl, als hätt' er jetzt zum erstenmal die ganze Kraft in den Händen.

Noch ein wütender Anlauf, Bajonettkampf und langhinbrausendes Hurra. Dann waren sie geworfen, die zersprengten Afrikaner, die feindlichen Schützengräben genommen . . . .

Freilich, Verluste gab es, schwere Verluste. Als der Tag aufging, wurde es offenbar.

Ein Stück rückwärts hinter der alten Linie gruben sie das Massengrab mit den Feldspaten und legten sie alle hinein, die toten Tapferen, jeden stillen Mann in seiner Zeltbahn, auch den Pocher. Und der Offiziers-Stellvertreter trat heran und sprach ein paar herzhafte Mannesworte aus weichem Herzen, aber mit einer Stimme, die scharf und klar in den Wind schlug, wie Kommandoton, zum Ruhme der siegreichen Braven, als einen Dank des Vaterlandes.

Da standen sie alle — viele Leichtverwundete mit dem ersten Verband —, den Helm in der Hand. Und als es an das Schaufeln ging, zog der Winkler ein Papier heraus, die letzte Urkunde des Hasses, und warf sie zerrissen mit in die Grube hinein.

Die Gräben wurden neu besetzt und die gelichteten Kompagnien zu einer neuen Stellung geführt. Als sie so dahin marschierten hinter der Front, einem unbekannten Schicksale zu, hob der Winkler die Augen und suchte den Flügelmann

da vorn, der ihm immer so ein Anstoß gewesen war. Aber der ging nicht mehr dort.

Es war eine tiefe Trauer und Freude zugleich in der Brust des Winklers, und er dachte für sich: „Es ist doch ein ander Ding so. War doch ein ganzer Kerl, der Pocher. Kannst stolz sein und kannst ruhig sein, lieb Vaterland! —"

* * *

Droben im Waldwinkel in unsern Bergen gluckst ein einsames Brunnenwasser ganz leise unter dem ersten Schnee.

Zwei Weiber gingen dahin, die eine von drunten, die andere von der Seite her, und stockten als sie sich sahen und gingen dann doch zueinander mit ihren Eimern.

„Da bist du," sagte des Winklers Frau zu der andern.

Und die zwang die Tränen hinunter und stieß das Wort hervor: „Nun bin ich für mich. Es ist heute herein, daß der Pocher in Frankreich gefallen ist."

Des Winklers Frau nickte nur. Dann sagte sie: „Ich wußt' es schon, ich hab' einen Brief seit gestern von dem Meinigen. Da steht viel drin von Deinem. Aber ich wußte nicht, wie ich dir's anbringen sollt'." Und sie streckte ihr die Hand hin.

Die Pocherfrau riß die Augen auf, aber dann nahm sie die Hand und zog die Schürze vors Gesicht und schluchzte laut.

„Komm' herüber zu mir," sagte die Winklerin, „ich geb' dir's zu lesen. Und komm' nur sonst, wenn du elend bist oder du willst etwas. Wer weiß, wie es einem selber geb dir's zu lesen. Und komm' nur sonst, wenn du elend ihre Freude haben."

Das Erlebnis des Leutnants Vahlen

Hui, flogen die Pferde in langem Galopp durch den herbststillen, braungoldenen Wald, über weichen Moosboden und über die kleinen Lichtungen, auf denen die bunten Gräser zitterten. Die Stämme standen weit, in heiterer Feierlichkeit, eine luftige Halle, über der sich der ruhige Himmel, nur von wenigen leichten Wölkchen durchsegelt, aufwölbte.

Es war ein Ritt um des Reitens willen. Der junge Ulanenoffizier im verblichenen Feldgrau saß zusammengesunken, mit vorgestrecktem Kopfe, auf seinem schlanken schwarzbraunen Vollblut wie ehedem in der Heimat, wenn er in Hoppegarten oder Iffezheim die Bahn durchflog.

War das ein Segen, daß er als zweites Pferd seinen preisgekrönten Sperber mit ins Feld genommen hatte! Sie mochten ihn drum auslachen, es war doch gut so. O die Bewegung, die das Leben war. Was wäre das sonst für ein Dasein gewesen hinter der Front! — Hui — wenn wieder einer der vielen Gräben kam, die den Wald durchzogen, und in denen das rote eisenhaltige Wasser stand . . .

Bis hierher drang das wilde Getöse der monatelangen Schlacht nicht. Nur dumpf murrten weit im Westen die großen Ungeheuer, die den Hagel der Granaten schleuderten. Niemand hörte mehr darauf. Freilich, es sollte anders werden; in ein paar Tagen sollte deutsche schwere Artillerie in die Gegend kommen, und dann gab es wohl was zu hören.

Der Reiter sah auf und warf im Dahinjagen einen scharfen Blick westwärts, wo blutrote Streifen den Himmel färbten und aus dem Gedünst, kaum erkennbar, die schattenhafte Gestalt eines langgestreckten Höhenzuges trat. — Dort wurde gekämpft.

Die späten Blumen schauerten im kühlen Hauch, der dicht über die Erde strich. — Und weiter jagte der Reiter und hundert Schritte hinter ihm der einzelne Ulan, dessen Gaul schnaubend die Mühe verriet, die es ihm machte, den gleichen Abstand zu halten.

Das Gehölz lichtete sich. Nur in kleinen Gruppen ragten die Bäume aus dem feuchten Grasboden.

Der Reiter zog den Zügel an, hielt und sah nach der Uhr am Handgelenk. Er ließ das Tier langsam im Kreise gehen und klopfte ihm auf den Hals, während der Ulan sein Pferd in einen behaglichen Trab fallen ließ und auch herankam.

„Umkehren, Springer, es ist Zeit; und im Schritt die erste Viertelstunde. Verstanden?"

„Befehl, Herr Leitnant."

Der Offizier warf noch einen Blick auf diese stille, vom Kriege nie berührte Welt. Stundenweit entfernt zur Linken und zur Rechten waren die siegreichen Heersäulen auf den großen Landstraßen vorgegangen, in endlosem Marsche. Aber diese tiefe Einsamkeit wußte davon nichts.

Da schlug plötzlich ein Hund mit hellem Gekläffe an, und der scharfe Laut zerriß das große Schweigen.

Jähe Spannung straffte die Körper der beiden Reiter, die dunkeln Leiber der Pferde, die ein rascher Zügelruck zur Seite riß.

Ein Wink, ein Nicken. Durch das nächste Gebüsch glitten die Späher wie Katzen.

Ein friedliches Gehöft lag da im Abendgolde. Grau,

verwittert, wie mit dem Boden verwachsen; das Strohdach griff fast bis auf die Erde herunter. Ein Stück Garten auf der einen Seite, Rübenfelder und ein paar Reihen leerer Furchen auf der andern.

Besetzt? — Unsinn, hinter der Front! — Sporen ein und mit einem frischen Anlauf drauf los. Im nächsten Augenblick hielten sie vor der niederen Tür.

Die alten Leute waren schon auf das Gebell lebendig geworden und kamen eben hervor. Aber sie liefen sogleich in hellem Entsetzen wieder zurück.

— Ulanen! — Oh mon dieu! mon dieu! Der Teufel! Ulanen!

Drinnen zeterte und jammerte es in allen Tönen weiter.

Die Reiter sprangen mit herzlichem Gelächter aus den Sätteln und straften das Hündchen, das an der Kette hüpfte wie ein Hanswurst und sich heiser schrie, mit Verachtung.

Was nun? Hineingehen und das Entsetzen vergrößern? Oder ohne einen Schluck für den Durst zurück? Niemals!

Da wurde die Tür wieder aufgestoßen, und ein hohes, dunkles Weib trat furchtlos auf die Schwelle. Ein junges Weib, zu Ende der Zwanzig vielleicht. Schön war sie gar nicht, aber das scharfe, bleiche Gesicht mit dem entschlossenen Ausdruck hatte was Besonderes, das unscheinliche Kopftuch über den tiefbraunen Strähnen war mit nachlässiger Gefälligkeit geknüpft, und sie trug die abgestoßenen Bauernkleider verächtlich und stolz wie eine dienende Königin.

Die Blicke der deutschen Reiter ruhten erstaunt und neugierig auf ihr. Das schien sie zu verdrießen, da sie sich auf Anrede und Frage gerüstet hatte. Sie verzog die dünnen Lippen zu einem bitteren Spotte, dem das Lächeln fremd war, und ihre schwarzen Augen verfinsterten sich.

„Was wollen Sie?" — sagte sie hart, in einem schlechten Bauernfranzösisch.

Wozu erst fragen? Man wußte ja, was diese Barbaren wollten. Vieh, Geld, alles, schließlich auch das Leben, und dann würden sie das elende Gehöft in Brand stecken und hohnlachend davonreiten. So war es bekannt gemacht worden, Jahre her, in den Schulbüchern und Zeitungen, so war es von Mund zu Mund geflogen, als dieser entsetzliche Krieg anfing. Aber Antoinette Garnier sollten diese blutgierigen Ulanen nicht zittern sehen, und sich selber würde sie zu verteidigen wissen.

Leutnant Vahlen machte eine sehr nette Verbeugung und bat, den Überfall zu entschuldigen.

Das war neu und unerhört. Sie zuckte die Achseln, ohne eine Miene zu verziehen.

Die beiden grauhaarigen Alten waren, zwischen Todesangst und Neugier hin und her geworfen, aus ihrem Versteck gekommen und starrten aus dem dunkeln Flur wie große entsetzte Kinder. Aber das junge Weib scheuchte sie, als wären es wirklich solche, mit ungeduldiger Hand zurück, den Blick nicht von den Feinden ihres Landes wendend.

Was sie wollten, trotzte sie noch einmal.

O, nichts. Nur einen halben Eimer Wasser für die Pferde und einen Schluck für sich selber, irgend etwas. Zuerst aber müßten Sie das Haus durchsuchen.

Sie trat beiseite. Und der ehrliche Springer war schon mit einem Satz über die Schwelle, ehe der Offizier den ersten Schritt getan hatte. — Mit einem neuen Achselzucken ließ es das junge Weib geschehen.

Ob saure Ziegenmilch gefällig sei, fragte sie.

Der Offizier nickte dankend, aber mit einem schmerzlichen, vielsagenden Lächeln. Da lächelte sie auch ein

wenig, mit düsterem Gesichte, und besann sich. „Sogleich, Monsieur."

Sie drehte sich in dem engen Türloche noch einmal halb zurück und wies mit kurzem Fingerzeige auf einen alten wackeligen Tisch, der im Grase stand. Dann ging sie.

Der Offizier warf sich, den Zügel noch um den Arm geschlungen und die Hand am Revolver, auf einen gebrechlichen Stuhl und hielt den Blick auf die Tür gerichtet.

Der ferne Donner schwieg nun oder drang nicht bis herüber. Um die Wipfel jagten die Fledermäuse; Abendruhe weit umher.

Der erste, der erschien, war der brave Springer. „Nischt, Herr Leitnant. Das Mächen, die beeden Ollen und en buckliger Kerl, was wohl der Knecht is."

„Gut. Kannst es dir bequem machen."

Dann erschien das Weib wieder mit einem Wassertopfe, zwei Gläsern und einem kleinen Kruge, aus dem der Duft starken Wacholdergeistes stieg. Sie mischte bedächtig, schob das eine Glas dem Offizier hin und rückte das andere an die Kante; auf einen Wink holte sich's der Ulan ohne Zögern.

Nun stand sie, die Hände fest auf den Tisch gestemmt, und sah zu, wie der Offizier mit langem Zuge trank.

Aber diese prüfende Haltung der Feindin behagte dem Reiterleutnant nicht. Prüfen? Das war seine Sache. Er lehnte sich belustigt zurück und sah sie recht behaglich und in fröhlichem Vertrauen an.

Wie sie hieße ....

„Antoinette Garnier", sagte sie. In einem Ton! Nun ja, Antoinette Garnier. Als müßte er das wissen.

So. — Verheiratet?

Nein. Gewesen. Ihr Mann war vor einem Jahre als

Bahnwärter verunglückt. Da drüben an der Linie Reims-Verdun. Sie deutete in die Richtung.

Kinder? — Und die beiden Alten? Und was sonst?

Sie schüttelte den Kopf. — Seitdem sie Witwe geworden, war sie wieder zu Hause. Die alten Leute waren ihre Eltern. Eh bien! Was weiter?

Ob sie jemand bei der französischen Armee hätte?

— — — „Nein — niemand."

Und dann fragte sie rasch, was nun Schlimmes mit der Ferme La Boise geschehen würde.

O, gar nichts, sie könnten ganz ohne Sorge sein.

Das beruhigte sie sehr, und sie rief es gleich mit ein paar unverständlichen Worten in ihrer rauhen Mundart in das Haus zurück, wo die Alten lauerten.

Damit war das Gespräch zu Ende. Noch einen Schluck von dem kühlenden Getränk, und die Reiter stiegen in die Bügel. Der Knecht, der die Pferde getränkt hatte, schlich mit seinen Eimern davon und blieb aller drei Schritte stehen, um sich mit begierigen Augen umzusehen.

Es war spät geworden und der Rückweg nicht kurz. Aber das blasse Licht hielt wohl noch eine Weile. In langem Trabe ritten sie durch den totenstillen Wald, über die einsamen Weideflächen zurück.

Der junge Offizier, dem die Lebens- und Tatenlust in allen Adern pochte, hielt die entsicherte Waffe in der herabhängenden Hand und lugte scharfäugig voraus und zur Seite.

Er lachte in sich hinein. Ein Abenteuer, und doch so gar keins. — Verfluchtes Frauenzimmer! Unter hundert Menschen wäre sie einem unbemerkt vorübergegangen. Aber so! Was die für eine Faustinengestalt hatte, sehnig und mager wie ein gutes Rennpferd; und was die für Augen

und Lippen hatte! Zu andrer Zeit hätte so was entzücken und entzünden können; aber im Kriege und hier! Bah —

Und dann kam mit einemmal eine ganz andere Stimmung über das brave, deutsche Jungenherz, das da hinter den Rippen des berühmten Rennreiters schlug. Ein kindliches Vergnügen über das friedliche Erlebnis, eine ganz reine Freude, daß es da noch Leute hinter der Front gab, die ihren alltäglichen Beschäftigungen nachgingen, und ein Fleckchen Erde, das der grauenvolle Krieg noch nicht zerstampft hatte, eine Zuflucht des Lebens inmitten einer so stillen, unentweihten Natur . . . .

Das war einfach schön. Und das sollte so bleiben. Das sollte sein Schutzgebiet sein. Famos. Und Antoinette Garnier und ihre Höhlengeister sollten alle Ruhe haben. Was wußten diese Menschen von den Tücken der wütenden Hetzer in Paris in den Ministersesseln und Zeitungs-Giftbuden!

„Springer?"

Der Ulan trabte näher heran.

„Alles in Ordnung —?"

„Jawoll, Herr Leitnant."

„Ich denke auch. Nun mal einen flotten Galopp, die Gäule können's schon wieder schaffen."

Hallo — und keine Sorge mehr um rechts und links.

* *
*

Ein in den Kämpfen des Vormarsches zusammengeschossenes Dorf war das Standquartier der Schwadron. Die Pferde waren teils im Gehölz in notdürftigen Baracken, teils in ein paar stehengebliebenen Schuppen und Scheunen untergebracht, die Mannschaft hatte sich in Mauerhöhlen

eingenistet, so gut es ging. Ein leidlich unversehrter Keller war Offiziersquartier und Kasino zugleich.

„Ordonnanz!" rief der lange Oberleutnant, der mit ausgestreckten Beinen auf einer alten Bank in der Ecke saß, „was steht heute auf dem Küchenzettel?"

Vom Gelächter der Kameraden erdröhnte das staubige Ziegelgewölbe, an dem eine schlechte Ollaterne schaukelte.

„Lassen Sie sich zu einer Proviantkolonne stecken, Papendiek", sagte der Rittmeister, der verkehrt auf einem Strohsessel saß, die Arme auf die Lehne gestemmt, — „Konserven, wie zu Mittag, — was, Ellern?"

Der Adjutant, der eben das neugekaufte Rotweinfäßchen anzapfte, brummte Bestätigung.

Aber Papendiek ließ sich nicht irremachen. „Nee," sagte er und wedelte mit der Generalstabskarte durch die Luft, „ich verlasse mich auf meine Nase. Das ist — na, was denn —? — Ordonnanz!"

„Hammelfleisch mit weißen Bohnen — Befehl", schnarrte der Bursche, der zugleich Koch war, aus der letzten Tiefe des Raumes und nahm mit dem Holzlöffel Stellung.

„Na ja, natürlich — das gab es nämlich immer auf dem Gute meiner Tante Klaffenbach, wenn wir als Jungen 'rauskamen, und seitdem ist das ein Leibessen von mir."

„Also Prosit, die Tante Klaffenbach", sagte Rittmeister Zur Mühlen und prüfte das erste Glas Rotwein. „Ausgezeichnet! — Sind wir vollzählig?"

Aus den Winkeln tauchten noch etliche Gestalten, die sich da herumgedrückt hatten, ein paar Leutnants, der Veterinär und der Vizewachtmeister.

Der Oberleutnant kam an die blanke Holztafel herüber, wo die Teller mit der zugeteilten Mahlzeit aufgetragen

wurden, und reckte sich behaglich. „Nee — Wahlen fehlt noch . . . .“

„Natürlich! — Leutnant Wahlen, natürlich, — ist wieder auf dem Turf mit seinem Sperber.“ Und der Oberleutnant murrte: „Der Teufel soll's holen, wenn das Hammelfett kalt wird.“

„Gibt's nicht,“ rief der Rittmeister, „zu Tisch, meine Herren, mag nachexerzieren, wenn er nicht pünktlich sein kann.“

„Ist das ein Leben hier“, seufzte der Adjutant, als er das dampfende Gericht vor sich sah. „Wenn man's noch verdient hätte. Die vorne haben's besser, die haben wenigstens den Feind vor der Nase und wissen, wofür sie von der Feldküche gefüttert werden.“

„Abwarten, Ellern,“ sagte der Rittmeister im Einhauen, „sie holen uns schon, wenn es Zeit ist.“

„Kavallerieangriff — bei der Lage?“

„Nein, aber in den Gräben“, antwortete der Rittmeister und trank sein Glas aus.

„Nicht möglich.“

„Na, wenn ich's Ihnen sage, von den Königsulanen sind schon zwei Herren —“

Da wurde die Kellertür aufgerissen, und Leutnant Wahlen polterte die ausgetretenen Stufen herunter, gebückt, um nicht an die Deckensteine des Kellerhalses zu stoßen.

Unten nahm er Stellung und setzte sich dann auf seinen Platz.

„Kamerad, was haben Sie denn?“ fragte Papendiek. „Der Mensch macht ein Gesicht, als wenn er wunder was erfahren hätte.“

„Weiß Gott“, rief auch der Rittmeister. „Aber erst essen lassen. — Ordonnanz! Haben wir noch was von dem Hammeljemüse?“

Der prächtige Rotwein fand Zuspruch, während der junge Rennreiter mit vollen Backen kaute und der Schwadronchef ihm Gesellschaft leistete.

„So, nun Bericht erstattet. Also was gibt es?"

„Gar nichts", sagte Leutnant Vahlen und setzte sich zurück. „Hat jemand Zigarren?"

Der Vizewachtmeister holte die gemeinschaftliche Kiste aus dem Winkel.

„Nein gar nichts, und doch was sehr Nettes." Und Leutnant Vahlen erzählte sein Erlebnis, während sich's die andern rund umher so bequem machten, wie es ging.

Als er fertig war, folgte ein kurzes Schweigen.

„Bravo", nickte dann der Rittmeister mit gebührender Anerkennung.

Oberleutnant Papendiek war anderer Meinung. „Weiter nichts? — Also 'n Frauenzimmer. — Wie zu Hause."

Leutnant Vahlen sah ruhig vor sich hin und lächelte. „Ein sonderbares Stück von einem Weib in diesem Aufzug und dieser Umgebung. Zum Henker, ob ihr mir's glauben mögt oder nicht: es lag mir immer auf den Lippen, als müßte ich gnädige Frau zu ihr sagen."

Da glitt wohl ein Lächeln über die gebräunten Gesichter, aber kein kühner Scherz erhob sich und kein Spottgelächter schlug an die Wölbung.

Leutnant Vahlen freute sich. Es war ja so selbstverständlich. Diese Kameraden! Jeder Kerl ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. — Er sah nachdenklich zu, wie der Bursche das Glas aus einem Kruge vollgoß, und trank es dann langsam aus.

„Aber das war es ja wohl schließlich nicht, was ich sagen wollte. Ich weiß nicht — es war mir wie ein schönes Geschenk. Der ungestörte Friede, und Leute, die mit dem

Feind da vorn so wenig zu schaffen haben und sich doch auf den Tod fürchten, daß es ihnen an den Kragen geht."

Und auf einmal schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Verwünscht diese Revanchebrüller in Paris, und dreimal die Rädelsführer in London, die ein fremdes Volk in Qual und Verderben jagen und sich zwischen ihren Geldschränken die Hände reiben!"

Der wilde Ausbruch dieses ehrlichen Ingrimms weckte lauten Widerhall. Stimmengewirr, eisernes Klirren der Sporen auf dem zerbröckelten Ziegelboden.

„Meiner Seele," sagte Rittmeister Zur Mühlen und packte das volle Glas, als wollte er's zerdrücken, „ich bin mit ganzer Leidenschaft in diesem Kriege, der einem braven Soldaten einmal das volle Leben gibt, aber die Verruchtheit der Dunkelmänner drüben, ihn anzuzetteln und auf solche Weise, die möcht' ich nicht zu verantworten haben. — Meine Herren, auf das, was wir wünschen! Prosit."

Während die Gläser noch klirrten, kam wieder einer die Treppe herunter. Ein Meldereiter vom Regiment.

Der Rittmeister riß den Befehl auf. „Na endlich," sagte er, „jetzt kriegen wir Leben. Morgen kommen die schweren Batterien knapp vor uns. Die Schwadron hat das Gelände gegen die Einwohner zu sichern. Beständige Patrouillenritte. — Aber es wohnt ja beinahe kein Mensch mehr weit und breit. Schadet nichts; Karten her . . ."

Im Nu war der Tisch bedeckt. Dicht darüber gebeugt, Buch und Stift in den Händen, folgten die Offiziere den Anweisungen des Rittmeisters, der das Feld verteilte.

„Hier Sie, Papendiek, bis an die Kapelle bei Troisponts — von da an sichert die zweite Schwadron — hier ich selbst, vorwärts und rückwärts, hier Sie, Leutnant von Kage, hier

nach Norden noch zwei Abschnitte, Leutnant Bock und Leutnant Vahlen . . . ."

„Ich bitte um den äußeren Abschnitt", sagte Leutnant Vahlen.

„Aha, Antoinette Garnier", murmelte der Rittmeister so nebenher mit ernsthaftem Gesicht, und alles lachte.

Aber Leutnant Vahlen blieb ganz ruhig, während er die Aufgabe in seiner Karte und seinem Buche eintrug.

* *
*

In der Taufrische streiften die Ulanenpatrouillen durch das ganze Hinterland. Und als die rote Herbstsonne über dem dünnen Gehölz im Osten stand, trabte Leutnant Vahlen an der Spitze von zwölf kernfesten grauen Lanzenreitern wieder vor die Tür der Ferme La Boise.

Sein Gebiet war das, kein anderer sollte es haben, und er allein wollte dafür einstehen.

Mit einer wunderlichen Freude im Herzen war er durch die Felder und Haine geritten, immer vor Augen, daß er zuletzt in La Boise halten würde, dem äußersten Punkte seines Patrouillenfeldes, gerade auf der Grenze des Abschnitts.

Die guten Leute kamen sogleich in heller Angst unter die Tür, als das Pferdegetrappel um den Brunnen klang, und diesmal erschrak auch Antoinette Garnier als sie die Zahl der Reiter sah, deren Führer so überraschend schnell zurückkehrte.

Der Offizier lachte, während schon ein paar fixe Burschen abgesprungen waren und das Gehöft und seinen Umkreis bis in den letzten Winkel durchsuchten.

„Oh mon dieu! Was hat das zu bedeuten? Wir sind keine Verräter."

„Wirklich?" fragte Leutnant Vahlen scharf und sah ihr in die Augen, die sie ruhig und fest auf ihn richtete. — „Ich weiß, und ich glaube Ihnen. — Sie bürgen mir für die beiden Alten?"

„Wohl, ich bürge", antwortete sie und legte die Hand auf das Herz, die andere halb, wie zum Schwure, erhoben.

„Sie wissen, daß wir die Ferme räumen und Sie fortbringen lassen können bei dem geringsten Verdacht?"

„Ich weiß es."

„Schön — und nun einen Trunk im Bügel für die Leute. Schnell, schnell." . . .

Er grüßte leicht mit einem herzlichen Kopfneigen und wandte das Pferd, als die flinken Burschen, von der Suche zurückkehrend, wieder auf die Gäule kletterten. Da fiel sein Blick auf den Buckligen, der mit einem Bündel Holz mühsam über den Hof schlürfte.

„Bonne femme, wie steht's mit diesem?" fragte er halblaut, aus dem Sattel herabgebeugt, und deutete mit der Reitpeitsche.

Antoinette Garnier lachte verächtlich. „O der? Gregoire? — das ist ein Bettler, der froh ist, wenn man ihm kein Leid tut und er ein dürres Stück Brot hat. Er war früher einmal Knecht hier, der Krieg hat ihn zurückgetrieben, halb verhungert, da haben wir ihn aus Mitleid aufgenommen. Weiter nichts."

„Sehr gut. Sie stehen auch für ihn."

„O", sagte sie und hob den Kopf, sehr beleidigt, daß man das bei ihr gegenüber einem solchen Menschen für nötig hielt. „Es versteht sich von selbst, — natürlich."

Leutnant Vahlen nickte befriedigt. Aber er überlegte noch. Besser ist besser; es ist das einzige bewohnte Gehöft weit umher.

„Wir werden zwei Mann hier lassen. Nur der Ordnung wegen. Das ist auch gut für Sie! —"

„Wie Sie befehlen, Monsieur", sagte sie gemessen und ging, ohne sich umzusehen.

„Springer", rief Leutnant Vahlen. „Obacht hier. Aufpassen — und gut behüten, das Gehöft untersteht mir. Verstanden?"

Der Bursche hatte verstanden. Er sollte das Vaterland gegen die Bewohner der Ferme — und Antoinette Garnier gegen jeden Verdacht in Schutz nehmen.

Noch ein leichter Gruß mit der Gerte gegen das Haus, in dem sich niemand mehr zeigte. Befehl zum Ausschwärmen. Und nun auf einsamen Wegen zurück.

* *
*

Die schweren Batterien hatten ihre Stellungen hinter sanften Hügelwellen, gedeckt durch das verstreute Gehölz, eingenommen, die Fernsprechverbindungen mit den Beobachtern vorn waren hergestellt, und täglich und nächtlich, in unregelmäßigen Zwischenräumen, zischten die Granaten hinüber nach den unsichtbaren Stellungen des Feindes. Der schwere Donner des Abschusses wurde bald zum gewohnten Getöse in der Gegend. Und bald antworteten auch die großen Feuerschlünde von drüben.

Inzwischen jagten die Ulanenpatrouillen durch Wald und Feld, stöberten durch jede verlassene Hütte, jedes verfallene Gemäuer, fanden aber nirgends etwas Verdächtiges.

Leutnant Vahlen kam jeden Tag, die Ferme „Antoinette" zu besichtigen, wie er das Gehöft getauft hatte. Es wurde ihm zur Gewohnheit, einen Morgentrunk Wacholder dort zu nehmen, und zuletzt verschmähte er auch die saure Ziegenmilch nicht. — Das flüchtige Gefallen an Antoinette Garnier

war verflogen; ein vertieftes, vergeistigtes Behagen ließ ihn den Ritt so gern wiederholen. Das heitere Zutrauen war es, das ihm Freude machte, der Friede über diesem winzigen Stückchen Erde, die schöne Menschlichkeit, die da inmitten wütender Feindschaft über den täglichen Verkehr gebreitet war.

Der ehrliche Springer und sein Kamerad waren bald vertraute Gäste des Hofes geworden, und auch Antoinette Garnier hatte ihre kühle Zurückhaltung und ihren finsteren Trotz vergessen.

Eines Tags, als der Leutnant schon wieder im Sattel saß, trat sie aus der Hintertür, die Hand unter der Schürze, und bat mit einiger Befangenheit um ein kurzes Gehör.

Sie habe am ersten Tage aus Angst die Wahrheit verschwiegen, daß sie einen Bruder beim französischen Heere habe, um den sie und die alten Leute in großer Sorge seien; er habe niemals geschrieben und sei vielleicht verwundet oder gefallen. Dabei brachte sie einen Brief hervor an Herrn Charles Berthelot, Soldat im 67. Infanterieregiment in Soissons —

Leutnant Vahlen nahm das Schreiben herauf und sah sie erstaunt an. Es war offen.

„Natürlich", sagte sie. „Sie würden doch glauben, daß wir etwas Verbotenes schreiben wollten."

„Tut mir leid", antwortete der Offizier und gab es zurück. „Ich kann den Brief ebensowenig durch die Feuerlinie bringen wie Sie .... Aber ich werde anfragen, ob Ihr Bruder unter den Gefangenen in Deutschland ist. Das ist alles, was ich tun kann."

Da drängte sie sich heran und faßte in heißer Dankbarkeit nach seiner Hand, sie zu küssen.

„Holla, Sperber", rief der Reiter und riß das Pferd herum.

Als er im Gehölze war, ließ er das Tier in Trab fallen, schüttelte den Kopf und lachte vor sich hin.

Unsinn. — Er, Herbert Vahlen und Antoinette Garnier. — Zu närrisch!

Und er nahm sich vor, von morgen ab den Vizewachtmeister diesen Weg zu schicken und selber einen anderen Patrouillenweg in seinem Abschnitt zu reiten. —

Die Kameraden von der Artillerie, die sich ein Stück weiter vorn in einem verlassenen Forsthaus ihr Stabsquartier eingerichtet hatten, kamen nun zuweilen in das Ulanenkasino unter der Erde, verhauene Kerle mit wilden Redensarten, Kriegsleute, denen unter dem Brüllen der Geschütze alle zarte Lebensgewohnheit abhanden gekommen war. Aber zumeist hausten sie für sich in Laubhütten und Unterschlupfen wie die Waldmenschen und rumorten mit ihrem Kriegswerkzeug, daß es kein Ende hatte.

Da klirrte eines Abends der Artillerieoberst als Gast in den Keller, aber nicht aufgeräumt wie sonst, sondern in einem Dunstkreis von Groll und übler Laune, ein wolkiger Zeus. Als er, noch auf den Stufen, seinen Gruß herausgeknurrt hatte, warf er sich in den einzigen Stuhl, der seiner Bärengestalt gewachsen war, besänftigte sich mit einem Schoppen Rotwein und brachte dann seine innere Bewegung zum Vorschein.

„Der Teufel soll es holen, ich weiß nicht, was das ist — wir haben unsere Stellungen schon viermal gewechselt — zum Blutschwitzen war es für die Kerle — aber wir kriegen das verfluchte französische Granatfeuer jedesmal wieder in zwei Stunden todsicher auf den Pelz. Ein paarmal haben sie uns die Rohre aus den Lafetten gehauen und die Unterstände

zusammengewühlt, aber heute hatten wir bei der dritten Batterie einen Volltreffer, der mir ein halbes Dutzend Leute hingeschmissen hat. Zwei Tote, drei Schwer- und zwei Leichtverwundete. Scheußlich. — Sie haben hier die Sicherung, Herr Kamerad. Halten Sie es für möglich, daß Spione im Gelände sind?"

„Nein", sagte der Rittmeister, „wir sind hinterher wie die Teufel. Fragen Sie meine Herren selbst. Da sind sie."

„Unmöglich", riefen die Offiziere. „Karten her. Da sind die Abschnitte. So werden sie bei Tag und Nacht abgepirscht. Nein unmöglich."

„Wir werden aber noch ein schärferes Auge darauf haben, Herr Oberst, und uns keine Stunde Ruhe lassen. Ich hoffe, daß es ein unglücklicher Zufall war."

„Danke", sagte der Artillerist, stürzte den Rest hinunter und stülpte den Helm auf. „Das hoffe ich auch. Wir werden heute nacht die Stellungen wieder wechseln. Guten Abend, meine Herren."

Und noch wilder jagten die grauen Lanzenreiter durch Holz und Heide. Aber sie brachten nichts zurück als hungrige Magen und müde Gäule ....

Leutnant Vahlen ärgerte sich insgeheim über das Auftreten des ungehobelten Artilleristen und wurde doch den Gedanken nicht los, daß hier etwas nicht richtig sei. Im ersten Nebelgrauen ritt er nach der Ferme. Antoinette Garnier sollte ihn kennen lernen, wenn sie es mit dem Feinde hielt.

Auf dem abgejagten Sperber preschte er frühzeitig in den Hof. — Aber da lag alles in tiefem Frieden. Der erste Mensch, den er sah, war der bucklige Gregoire, der ein paar angekohlte Wurzelstöcke nach dem Schuppen schleifte, um sie zu zerhacken. Dann traf er seine beiden Ulanen an der Haus-

ecke schon bei munterer Arbeit, halbgeflicktes Sattelzeug auf den Knien. Sie sprangen auf und nahmen Stellung.

„Was vorgekommen hier, Springer?"

„Jar nischt, Herr Leitnant. Alles hibsch ruhig."

Nun also!

Dann kam Antoinette zum Vorschein und zeigte ihr Erstaunen über den frühzeitigen Besuch des Reiters. Aber als sie seine verdrossene Miene sah, trat sie erstaunt zur Seite und machte sich mit den Hühnern zu schaffen.

Der Offizier stieg nicht aus dem Sattel. Er fühlte sich unbehaglich, weil er da doch so etwas wie einen Argwohn mitgebracht hatte. Mit kurzem Gruße wendete er das Pferd und ritt davon.

Der Lärm des Geschützkampfes klang jetzt drohend durch den stillen Wald herüber. — Den ganzen Vormittag gab es kein Aufhören — es mußte etwas Großes vorn im Gange sein.

Da kam zu Mittag der General mit seinem Adjutanten wie das böse Wetter in das Ulanenquartier im Dorfe gefahren. Ein grauhaariger, schnauzbärtiger Leutefresser, ein wahrer Feuerteufel gegen den umwölkten Oberst von der Artillerie.

„Herr Rittmeister Zur Mühlen!" schnurrte er, jedes Wort betonend, ganz Leidenschaft und helle Aufregung. „Geben Sie mir eine Erklärung dafür: Die Artillerie kriegt wieder den ganzen Segen von drüben in die neuen Stellungen. Der Henker soll es holen! Was geht hier hinten vor? Nennen Sie das Sicherung? — Werden hier hinten von den Einwohnern Zeichen gegeben?"

„Vollkommen unmöglich, Herr General!" sagte der Offizier, totenblaß, sich mit Mühe bemeisternd, „wir k ö n n e n nicht mehr auf der Hut sein, als wir es sind."

„Ach was", rief der General und riß seine Karte heraus. „Wie sind die Abschnitte verteilt? Haben Sie bewohnte Höfe herum?"

„Nur die Ferme La Boise."

„Wer patrouilliert in dem Abschnitt?"

„Leutnant Vahlen."

„Wo ist er?"

Der junge Offizier trat vor. — Oho! Es galt ihm!

„Was ist dort los? Warum ist die Ferme nicht besetzt?"

„Sie ist besetzt, Herr General."

„Wieviel?"

„Zwei Mann."

„Ah, wirklich? — Herr Rittmeister, zwei Mann! Warum nicht zwanzig?"

„Es ist dort gar nichts zu besorgen", sagte Leutnant Vahlen ruhig. „Ich kenne die Leute genau."

„Warum sind die nicht abgeführt?"

„Weil ich mich überzeugt habe, daß sie ganz friedfertig sind, und ich ihrer guten Gesinnung gewiß bin. Ich lege meine Hand für sie ins Feuer."

„Jawohl," rief der General, „und wir haben die Granaten. — Herr Rittmeister Zur Mühlen, die Ferme ist von heute nachmittag an stark belegt!" Er mäßigte sich und gab den Herren die Hand. „Ich will ja nicht sagen, daß es gerade von dort kommen muß. Obacht überall, verstehen Sie — Obacht überall!"

Damit stieg er auf und fuhr wie das Unheil von dannen.

Eine Viertelstunde später ritt der Vizewachtmeister mit fünfundzwanzig Ulanen nach der Ferme und nahm dort Quartier.

Da in dem Hause kein Platz war, wurden Scheunen und

Heuboden belegt; die Pferde trieben sie in der Hürde zusammen.

Die Ulanen zogen die Röcke aus, krochen überall herum und machten sich's bequem.

„Heda, ist hier kein Knecht, der einen Pferdestriegel schaffen kann?"

Der bucklige Gregoire rollte gerade mit gleichgültigem Grinsen ein Regenfaß heran, das er frisch mit Pech ausgestrichen hatte und ausbrennnen wollte, denn es standen dunkle Wolken am Himmel, die Wasser verhießen.

„Ist der Kerl verrückt?" riefen die Ulanen. „So einen Qualm machen, den man auf zwanzig Meilen sieht! Nichts da."

Der Knecht grinste sie verständnislos und bösartig an als sie ihn umringten.

Da trat ihm einer kurzweg mit derbem Stiefel das Faß zusammen, daß die Reifen lossprangen und die Dauben über den Boden flogen.

Darauf gingen sie und suchten sich selber, was sie brauchten, während der Bucklige die Faßstücke zusammenlas und hinter das Gehöft in den Garten trug.

Er lachte. Was wußten die davon, daß er schon alle die Tage her so ein Stück Brandarbeit verrichtet hatte — bald hier Baumstöcke aus dem Boden geglüht, bald dort ein Stück Heide ausgesengt, als wäre es so zum Beforsten, bald da einen Kübel Teer gesotten, jedesmal im letzten Dämmerlicht oder im ersten Tagesgrauen, wenn niemand auf den feinen Rauchstreif achthatte, als wer eben sollte, und immer gerade in der Gegend, wo es nötig war.

Darum lachte er. Und er trug die gepichten Holzstücke ein paar Schritte in den Wald hinein. Brennen sollten sie doch. So eine Menge Ulanen endlich im Feuerbereich, was

kam da auf das Haus und die Leute darin an. Das sollte ein Aufwachen geben morgen früh. Es würde ja ein gutes Stück Geld bringen.

Rittmeister Zur Mühlen jagte in das Stabsquartier des Regiments und erstattete Bericht. Er kam noch wütend zurück und wollte sich nicht beruhigen. — Am Vormittag sollte ein scharfes Verhör in La Boise gehalten werden.

Leutnant Vahlen fand keinen Schlaf diese Nacht. Er fühlte sich verantwortlich und sah doch nichts, was den Verdacht rechtfertigte. Aber immer und immer wieder überlegte er, jeden Eindruck, jeden Vorgang, jede Frage und Antwort . . . Und zuletzt bildete er sich doch ein, daß ihm das letzte Mal an Antoinette Garnier eine seltsame Unruhe aufgefallen sei und daß er es nur wieder vergessen habe. — Da war es vollends aus mit der Ruhe. Daß dieses Stück Friede und Menschlichkeit nur ein Trugbild, eine Falle hätte sein sollen . . .? Unmöglich, ganz unmöglich.

Zuletzt hielt er es nicht mehr aus und sprang auf, noch im halben Nachtgrauen hinauszureiten, um nach seinen Leuten zu sehen und sich selber Klarheit zu verschaffen, ehe der Rittmeister kam.

Durch die silberne Frühe trieb er sein edles Pferd. Kaum ein Hauch von Röte färbte den fernsten Osten. Der Regen, der am Abend niedergegangen war, hing noch in den Blättern, die zuweilen nickten, wenn ein schwerer Tropfen fiel. Grau, wie bereift, stand der Grasboden der Lichtungen, verschwommen, von Dunst eingesponnen, ragten die kleinen Gehölze. Nur in der Höhe war langsam beginnende Klarheit.

Totenruhe lag über dieser Welt, den dumpfen Hufschlag verschlang sogleich das Schweigen.

Aber gegen Westen grollten die Geschütze, näher und ferner, noch zögernd, in langen Zwischenräumen.

Da auf einmal, als er das letzte Drittel des Weges durchflog, kam ein Heulen und Pfeifen hoch durch die ruhige Luft und gleich darauf von vorn her ein scharfer, schwerer Schlag — Und nun noch einmal das ferne Grollen, das Heulen, der dröhnende Aufschlag.

Granaten? — Er begriff nicht — Nur vorwärts, vorwärts. Die niederen Büsche knickten unter dem rasenden Huftritt — mit halbem Bewußtsein sog der Reiter einen leichten brandigen Dunst ein, der durch die Morgenluft zog.

Da jagte ihm, ein paar hundert Schritte vor dem Ziele, ein Ulan entgegen, auf dem Wege nach dem Quartier der Schwadron.

„Holla, was gibt es?"

Sie rissen die Zügel an, daß sich die Pferde beinahe niedersetzten.

„Befehl, Herr Leutnant, Granatfeuer. Verrat, wie es scheint, aber die Ferme ist halb zusammengeschossen."

„Mannschaftsverluste?"

„Nein. Es ging in das Haus. Die Mannschaft ist gleich aus der Scheuer in den Wald gesprungen, die beiden Alten haben wir mit, sie sind leicht verwundet . . . Aber die Frau —"

„Was ist mit der Frau?"

„Die junge Frau ist tot."

„Reite weiter, was du kannst! — Vorwärts, Sperber!"

Im nächsten Augenblicke fuhr der Offizier aus dem Wald ins Freie.

Es kam ihm noch nicht ganz zum Bewußtsein, was da mit dem einen harten Worte gesagt war: tot. So tief hatte ihn die Aufregung gepackt, der wilde Eifer, selbst zu sehen und zu wissen — Gott sei Dank, keine Mannschaftsverluste, keiner von seinen braven grauen Kerls. Wie das die Brust

weit machte, als wären lauter Brüder gerettet! Und doch in den Ohren immer das Wort: tot!

Die französische Batterie da drüben in der unsichtbaren Ferne schwieg, als wartete sie auf das Feuer des Gegners, zum Zeichen, daß sie ihr Ziel gefunden hatte.

Der Offizier sprang aus dem Sattel, an der Ecke des halb zusammengestürzten Hauses trat ihm der Vizewachtmeister entgegen.

„Melde gehorsamst: Ich kam bei Tagesanbruch von den Posten im Wald, als ich auf einen Brandgeruch aufmerksam wurde, dem ich im Gehölz nachspürte, ohne jedoch die Ursache finden zu können. Als ich an das Haus herankam, trat mir die junge Frau, die ich um diese Zeit noch nicht wach vermutete, sehr rasch entgegen. Sie hatte aber kaum zwei Schritte von der Tür weg getan, als die erste Granate im Hof neben dem Birnbaum einschlug und platzte, daß einem Hören und Sehen verging. Ich weiß nicht, wie ich vor den Splittern davongekommen bin, aber bis auf den Fleischriß da am Arm hat es nichts gemacht. Die Frau lag, als ich zur Besinnung kam, tot hingestreckt; das Sprengstück muß ihr in die Herzseite gefahren sein. Sonst war keine Verletzung zu erkennen. Ehe ich mich weiter um sie kümmern konnte, schlug die zweite Granate in das Haus. Ich ließ sofort alles räumen und die Mannschaft und die Alten im Walde in Deckung bringen. Eben komme ich zurück, weil ein Pferd fehlt."

„Es sind keine Verluste sonst? Wirklich?"

„Niemand."

„Wo liegt die Frau?"

Der Vizewachtmeister führte ihn die wenigen Schritte um die Ecke.

Da lag sie hingestreckt, halb auf die Seite gewandt, die

eine Hand auf der Brust zusammengeballt, die Augen geschlossen, die Blässe des Todes auf dem scharfen Gesicht. Zwischen den Brauen war noch die drohende Falte und um den Mund ein trotzig-unwilliger Zug, beredt und voll erstarrter Leidenschaft.

Leutnant Wahlen stand, auf den schwarzen Säbel gestützt, daneben und sah finster auf dieses seltsame Antlitz nieder, in dem noch Leben und Tod miteinander zu ringen schienen, und das doch so marmorblaß und ruhig war.

„Hat sie mit Ihnen noch gesprochen?" fragte er dann kurz.

„Sie wollte — ‚Monsieur', sagte sie und erhob die Hand — aber dann war der Schlag da und alles abgeschnitten und zerrissen."

In diesem Augenblicke hatte die französische Batterie ihr Feuer wieder eröffnet und nach der kurzen Pause der Erwartung heftiger als zuvor. Rascher zischten die Granaten herüber und platzten vor und neben dem Gute, Staub und Sand hoch emporspritzend.

„Schnell, hier ist keines Bleibens!" schrie der Vizewachtmeister.

Aus dem Getöse sprangen die Männer in den Wald, die Deckung zu erreichen.

Als sie hinter einem dicht bewachsenen Hügel auf die Mannschaft trafen, brachten ein paar Ulanen den elenden Gregoire durch das Dickicht geschleppt. Der ganze Trupp umringte sofort den Gefangenen.

„Da haben wir ihn, Herr Leutnant", schrie der wackere Springer und saß ab. Er packte den Verräter an den Schultern und schob ihn gerade vor seinen Offizier. Der Kerl sah schauerlich aus: abgehetzt, mit Laub und hängenden Dornranken bedeckt, zusammengeknickt und schlotternd.

„Heraus, was ist das?" schrie Leutnant Vahlen, aus der Spannung der letzten Minute auffahrend.

„Befehl, Herr Leutnant. Ich schlief in der Scheune zu oberst im Heu, im Rocke, wie ich war, als die Granate einschlug. Hui, fahr' ich mit dem Kopf aus der Luke und seh' im Tagesgrauen aus den Baumkronen hinter dem Gehöft eine Flamme flackern und pechschwarzen Rauch drüber her. Alarm geschrien und die Stiege hinunter zu den Pferden, ich weiß nicht, wie ich unten angekommen bin. Das ist der helle Verrat, denke ich, und fahre in den Wald, das heimtückische Pack zu finden! Aber zwischen den Stämmen war gar nichts. Da seh' ich auf ein Knacken hinauf und seh' eine verfallene Hirschkanzel droben zwischen den Ästen, und da oben steht ein alter Korb voll Gerümpel und brennt lichterloh. Da hatt' ich's; aber kein Kerl war mehr zu sehen. Er muß an den Ästen hinüber sein und an einem andern Baum herunter, wie ein Eichhorn, denk' ich und pfeif' mir ein paar Kameraden heran, und nun im Galopp durch die Büsche nach, kreuz und quer. Draußen an dem Moorgraben haben wir ihn gekriegt."

„Brav, Springer, das soll dir nicht vergessen werden", rief Leutnant Vahlen und nahm dann den Verräter ins Verhör.

Der heulte und schrie, gab aber keine Antwort.

„Verwünschte Kröte!" rief der Offizier und wandte ihm den Rücken.

Nach einer halben Stunde stellten die Franzosen das Feuer ein. Sie schienen unsicher, ob sie ein Ziel getroffen hatten, das der Beschießung wert war, oder glaubten, ihr Werk getan zu haben.

Der Rittmeister und der Artillerieoberst ließen nicht lange auf sich warten. Eine Viertelstunde später war der

heimtückische Gregoire erschossen. Die alten Leute, die heulend ihre Unschuld beteuerten, hörte der Oberst achselzuckend an; dann wurden sie, da man ihnen glauben wollte, in das nächste Dorf abgeschoben.

„Machen Sie, daß Sie bald fertig werden", sagte Rittmeister Zur Mühlen kurz, während er in den Bügel stieg. „Sie wissen nun, was von derlei Friedfertigkeit zu halten ist."

Der Leutnant griff an die Tschapka und schwieg. Als die Reiter verschwunden waren, stampfte er zornig auf. Aber der Groll verflog bald. Tiefer wurmte ihn die Ungewißheit, die über dem finsteren Erlebnis lag.

Was nun? Wer löste das Rätsel? Vergiftete die wahnwitzige Rachsucht, die dort von Paris die Welt durchwütete, alles? Den ehrlichen Kampf und den Verkehr mit Waffenlosen, denen der vertrauende Mann freundlich entgegentrat? — Hatte Antoinette Garnier um die bösartige Heimlichkeit des Knechtes gewußt und sie gefördert — hatte sie lauernd auf Posten gestanden und war hervorgekommen, um das aufsteigende Mißtrauen des Wachtmeisters zu beschwichtigen, seine Aufmerksamkeit abzulenken und sich und die Ihrigen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen? — Hatte sie aus Furcht geschwiegen, oder hatte sie gar nichts gewußt und, erst durch einen Zufall belehrt, die Eingelagerten im Augenblicke der Gefahr zu warnen und sich selbst zu retten versucht?

Niemand würde die dunkle Hülle heben. — Er würde das Gift des Zweifels durch diesen ganzen Krieg, durch sein ganzes Leben tragen und niemals wissen, ob sie selbst Verräterin gewesen, ob sie als ein Opfer des Verrats durch das tödliche Geschoß dahingerafft worden war.

Und er ballte die Faust, in der aufbrausenden Erregung

seines ehrlichen Herzens, im wilden Zorne über diese Kriegführung niedriger Feinde, die Bürger und Bauern zu Werkzeugen feiger Hinterlist entwürdigte und den Besitz, das Leben der eigenen Landesgenossen nicht schonte.

Das Gehöft lag ganz in Trümmern, Haus, Stall und Scheuern, ein grauenvolles Bild der Verwüstung.

Neben Antoinette Garnier, deren Mund keine Antwort mehr geben konnte, war ein schweres Stück der Hauswand hingestürzt, Kalk und Steinchen waren über ihren Rock verstreut.

Auf seinen Wink warf einer einen alten Ulanenmantel über ihren Kopf und ihren Körper.

„Sollen wir sie dort drüben mit dem Knecht in eine Grube legen? Wir sind mit dem Graben fertig."

„Nein, hier im Garten, in der weichen Erde."

Als sie eingebettet war, stand der Zug Reiter zum Abrücken bereit. Leutnant Vahlen sah zurück. Da hatte der brave Springer ein ausgebrochenes Fensterkreuz, das aus dem engen Mauerloche gefallen war, in das frische Grab gesteckt und einen heruntergestürzten Blumenstock daneben gesetzt.

„Der Kerl hat ja sein Teil," sagte er entschuldigend, „man weiß es doch nicht, ob die mit dahintergesteckt hat."

Leutnant Vahlen wandte den Blick von der verwüsteten Ferme weg in den ruhenden Wald, in dem die Morgensonne hing.

„Vorwärts, Burschen — nach dem Quartier, Trab!"

* *
*

Von da an hatte die französische Artillerie kein Glück mehr. Sie schoß ohne Ziel, aufs Geratewohl, und hatte

keine Treffer. — Nach ein paar Tagen war sie von den versteckten deutschen Batterien zum Schweigen gebracht.

Eine Woche später wurde das Regiment nach Norden geworfen, mit vielen anderen braven Reitern dem großen Umfassungsversuche des Feindes zu begegnen.

„Na, lassen Sie sich die Geschichte von der Ferme nur nicht mehr im Kopfe herumgehen," sagte der Rittmeister, als sie in Aufregung und hellem Tatendrange abzogen, „wollen froh sein, daß wir die Mannschaft beisammen behalten haben. Es gibt da unten für Sie und für uns alle Gelegenheit zur Auszeichnung genug."

„Danke," antwortete Leutnant Vahlen zähneknirschend, die Linke am Säbel, „ich denke dem Teufelspack meine deutsche Quittung zu geben."

Der Weg durch die Nacht

Es war in den Tagen, als die Würfel um Antwerpen fielen. Die Zeit der wütenden Ausfälle war vorüber, der äußere Fortgürtel bezwungen; aber noch wogte der gewaltige Kampf vor den Toren der Stadt, — die große Hoffnung auf Englands Hilfe und das blinde Vertrauen auf die Unbezwingbarkeit der Festung hielten die Kraft der Verteidiger aufrecht.

Durch ein brabantisches Städtchen — einige Meilen südwärts — rückte ein Trupp von Verwundeten heim. Die noch gehen konnten, aufs Gewehr gestützt, waren guter Dinge. Ihr Gespräch übertönte das leise Stöhnen der Schwerverletzten, die auf mancherlei Fuhrwerk zurückgebracht wurden. Die Krankenträger waren überall tätig, Offiziere und Ärzte ritten eilig auf und nieder.

In einer malerischen alten Gasse nahe der Stadtmauer hielt eine kotbespritzte Kalesche still. Der Sanitätssoldat sprang vom Bocke, ein vollbärtiger Stabsarzt in abgetragener Uniform trat rasch über den Fußsteig auf die Schwelle der offenen Tür, durch die der Blick in einen dämmerigen Flur und weiter in die herbstbunte Herrlichkeit eines entzückenden Gärtchens ging. — Eine junge Blondine mit herben Zügen und sehr ernsten Augen trat ihm ebenso rasch entgegen.

„Wieder zurück, Herr Doktor? — es gab ein Gefecht?" fragte sie hastig und leise.

„Ein Gefecht —! nein, eine große Schlacht, die noch im

Gange ist. Seit der vorigen Nacht wird gekämpft, wir haben die Nethe im Feuer überschritten. Eben kommen Verwundete. Ich muß auch Ihre Güte wieder in Anspruch nehmen, Fräulein de Jonck."

„O — Ich glaubte, Sie könnten nun ruhen. Wir haben alles für Sie zurecht gemacht, wie Sie es wünschten. Aber gleichviel, — Sie bringen jemand ins Haus —?"

Und ihr Blick ging suchend an ihm vorbei auf die Straße.

Dort tappte, von dem Samariter gestützt, ein Soldat im verblichenen und beschmutzten grauen Ehrenkleid schwerfällig aus dem Wagen auf das Pflaster. Er hinkte ein wenig und trug den Arm in der Schlinge, um seinen Kopf war eine breite weiße Binde gewickelt, die Stirn und Augen verdeckte.

Der Arzt hatte sich umgewandt, um Platz zu machen.

„Sie haben uns schon zweimal Ihr Haus zu solchem Dienste öffnen müssen, seitdem ich hier wohne," sagte er herzlich, „ich darf auf Sie rechnen."

„Wie er aussieht," flüsterte sie, „und wie schwer er geht. — Arm und Bein zugleich —"

„O, das ist nichts. — Aber die Augen, — das ist das Schlimmste." Und leise setzte er hinzu, während der Soldat an der Stufe strauchelte und innehielt: — „Ich fürchte, alle Kunst ist vergeblich . ."

Da fuhr sie plötzlich auf und streckte die gespreizten Hände aus und stieß zischend hervor:

„Nicht über die Schwelle; — ich beschwöre Sie, bringen Sie den Mann wo anders hin; — wo Sie wollen, nur nicht hierher."

Der Soldat mußte wohl mit feinen Ohren etwas gehört haben. Er blieb tiefatmend stehen und ächzte leise.

Doktor Sperling sah das Mädchen mit Erstaunen und

Unwillen an. „Ich bitte, — keinen Aufenthalt, der Mann braucht sofort Ruhe."

„Aber ich will nicht," rief sie aufgeregt, drohend zugleich und flehend, und trat mit ausgebreiteten Armen unter die Tür.

Der Verwundete machte eine hilflose Bewegung, als wollte er gehen. Aber der Stabsarzt rief kurz und ungeduldig: „Dann befehle ich," und nahm ihre Hand und drückte sie gewaltsam nieder.

Da brach mit einem Mal ihr Widerstand. Sie tastete zitternd nach einer Tür zur Seite und öffnete sie weit.

„Wenn es — nicht anders ist," hauchte sie, während ihr Atem flog, — „da — nehmen Sie denn —"

„Ihr eigenes Zimmer?" sagte der Arzt erfreut, „so ist es recht." Und mit leisem Tadel flüsterte er ihr zu: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so schreckhaft empfindsam sein könnten —"

Sie zuckte ein wenig zusammen, und dann lehnte sie unbewegt und totenbleich an der Mauer und sah mit weitaufgerissenen Augen zu, wie der große Soldat, von dem Arzte und dem Pfleger geführt, langsam an ihr vorüberstapfte und in dem freundlichen Zimmer verschwand.

Noch lange stand sie so, als die Tür zugefallen war, und lauschte. Sie hatte die Augen nun geschlossen und auch den Kopf müde an die Wand zurückgelegt. Aber sie hörte nicht auf das leise Geräusch dort drinnen, sie lauschte dem regellos wilden Pochen in ihrer Brust, das nur langsam einem ruhigeren Herzschlage weichen wollte. Und zuweilen atmete sie tief, als müßte sie das Herz von einer schweren Last befreien. Dann kam eine wohltätige Mattigkeit über sie, und sie fühlte mit dumpfem Behagen, wie sich ihre Wangen färbten und milde Wärme durch ihre Glieder ging.

Da sprach die Stimme des Arztes, der leise herausgetreten war, neben ihr:

„Möchten Sie uns nicht helfen, Fräulein Maria? — Wir haben ihn gewaschen und auf das Ruhelager gebettet, daß er sich etwas erholt. — Aber was ist Ihnen, — sind Sie nicht wohl?"

„O doch," antwortete sie und kam im Augenblicke ganz zu sich. „Verzeihen Sie, ich stehe zu Diensten . . . Bitte sagen Sie mir, was Sie wünschen."

„Ein wenig Speise, Milch und Eier, — und einen Schluck starken Wein. Dann soll er schlafen, wenn es möglich ist."

„Sogleich," nickte sie und wandte sich schon nach der Tiefe des Hauses. „Es stört doch nicht, wenn ich das Leinen für das Bett bringe? — Seien Sie ohne Sorge, ich lege es selbst auf und bin ganz leise. Und dann denken Sie auch an sich, Herr Doktor."

„Nur ein paar Bissen für mich," antwortete er. „Ich gehe noch einmal, denn ich habe vor Abend noch viel zu tun." —

Als alles besorgt war und der Arzt das Haus verlassen hatte, stand Maria de Jonck allein in dem kleinen Garten und sah über das Geländer in das dunkelgrüne stille Wasser des Kanals, auf dem die Blätter trieben und in dessen kaum gekräuselter Fläche sich blauer Himmel und weiße Wolken spiegelten.

Sie war wieder Herrin ihrer selbst, aber der Friede dieser stillen Abendwelt wollte nicht in ihre Seele kommen, und die heitre Ruhe erschreckte und peinigte sie. Dennoch hätte sie in dieser Stunde mit keinem Menschen zusammen sein können, — auch nicht mit der freundlichen, von Siechtum an den Fensterstiz gefesselten Frau dort oben, die ihre Mutter

war, und auch nicht mit dem leidenden Manne da drin, der als hilfloser Krüppel aus der Schlacht zurückkehrte, in die er als ein jauchzender Siegfried hinausgezogen war.

Sie schrak zusammen, als ihr der Gedanke an ihn kam. Und unabweisbar stieg, während sie finstern Aug's in das friedvolle Wasser starrte, vor ihrem inneren Gesichte ein spukhaftes Bild auf, das sie in verschwommener Gestalt schon oft geängstet hatte, aber noch nie wieder so grauenvoll wirklich vor ihr erschienen war:

Ein helles Dorf, von Lüttich maasabwärts. Der Mohn brannte im Korn neben der weißen Straße. Jeden Winkel kannte sie dort, seit drei Jahren schon, seitdem sie allsommerlich in das hübsche Landhaus einer verheirateten Freundin kam. Es war gegen Abend und eine furchtbare Schwüle brütete über den Häusern, obwohl keine Wolke zu sehen war, — etwas Drohendes und Unheimliches war in der dumpfen Luft. Kein Mensch aus dem Dorfe zeigte sich, dafür tränkten deutsche Soldaten ihre Pferde am Brunnen, gingen mit Strohschütten über den Weg und fragten den Teufel was nach der schweren Glut. Sie waren stolz und zuversichtlich, vor drei Tagen hatten sie Lüttich gestürmt, — das Wort fiel oft in ihren lebhaften Reden. Lüttich! — es war noch wie ein Traum. Sie warteten auf Kameraden, die am Abend durch das Dorf ziehen sollten, westwärts, immer weiter westwärts . . .

Maria de Jonck kam, als es finster wurde, von einem Gang in die Felder zurück. Als sie die Haustür hinter sich geschlossen hatte, stieß sie im Halbdunkel auf den Mann ihrer Freundin. „Gehen Sie in den Keller, in die große Küche drunten," sagte er aufgeregt; „und halten Sie sich unten, was auch geschieht —" Und er stieg hastig nach dem

Boden hinauf. Seine Stimme hatte heiser geklungen, in seiner Hand trug er ein Jagdgewehr —

Sie wußte, was das bedeutete. Warum erschrak sie also? — Niemand hatte laut davon gesprochen, aber alle waren eingeweiht. „Die Bevölkerung soll dem Feind mit allen Mitteln Widerstand leisten und ihn aufhalten, so lange es geht" . . . Niemand hätte sagen mögen, wer das verbreitet hatte, man wußte nur, daß es ein Befehl war, daß es von der Regierung kam, durch Geistliche, durch die Bürgermeister, irgendwie. Es klang so einfach, — die Bevölkerung soll dem Feind Widerstand leisten, — seit dem Morgen war es bekannt; nun wurde es Ernst, und so sah es aus! —

Maria ging nicht in den Keller, sondern in das Gartenzimmer. Da war es todeinsam. Sie setzte sich in eine Ecke und wollte überlegen, — aber die Gedanken ließen sich nicht zusammenhalten. In dumpfer, drückender Erwartung saß sie, doch wie gelähmt, wie in starrem Halbschlaf. Irgendwo draußen klang noch ein fester Schritt, klang abgerissen ein Stück eines trotzigen, lachenden Gesangs, — wie Gesang großer, lebensmutiger Knaben. . . . Und dann von fernher, schwer und murrend, das gleichmäßige Geräusch einer marschierenden Kolonne.

Minuten noch, halbdurchträumte Minuten.

Dann auf einmal, mitten in dieser schweren Ruhe, brach das Fürchterliche los. Wie scharfe Peitschenhiebe, die das Schweigen zerrissen, klang es erst. Nein, das waren Schüsse, heftige, wild übereinander stürzende Schüsse, — hier, da, immer mehr, überall. Und dann ein wütendes Geschrei, ein gewaltiges Durcheinanderlaufen. Grimmig geschriene Befehle, Kolbenschläge, vor denen Türen krachend aufbarsten, Kampf und Flüche . . .

Sie war durch den Garten gelaufen, immer weiter rückwärts, und stand endlich unter den friedlichen Obstbäumen atemlos still.

Das war es, was befohlen war; der bewaffnete Widerstand, der Kampf aus dem Hinterhalt. Wie ein wilder Taumel ging es durch das ganze Dorf, wie eine Orgie wahnsinniger Rachsucht. — Und der furchtbare Taumel riß auch sie mit fort . . .

Als sie das Gatter nach der Seitengasse aufstieß, stürmte ein halb Dutzend Bauern zwischen den Zäunen her, keuchend, brüllend, alle mit Gewehren in der Hand, — atemlos wie sie.

„Fort hier," schrien sie französisch, „im Oberdorfe haben sie Fuß gefaßt, aber das Unterdorf ist geräumt . . . Vorwärts, daß wir noch abfangen, was versprengt ist — Mit uns, Mademoiselle!"

Mit dem wilden Schwarme raste sie fort, Fieberglut im Haupte, vom grausamen Wahne ergriffen, wie alle.

Die Flammen eines brennenden Hauses warfen flakkerndes Licht auf die Hauptstraße. Im weißen Staube lag ein toter Offizier, und weiter hin, tiefer in den Schatten hinein, andre dunkle Körper, regungslos.

Im heißen Blutrausch stürzte das Häuflein vorüber, drüben den Steig zwischen den Hofmauern hinunter.

Da erinnerte sie sich, daß ihr am Nachmittag nahe dem Ausgange des Dorfs eine kleine Abteilung dienstfreier Mannschaften aufgefallen war, die sich's in einem Heuschuppen bequem gemacht und, schwer ermüdet, in tiefem Schlafe gelegen hatten. Sie mußten von dem Lärme überrascht worden sein, der erst vor wenigen Minuten losgebrochen war.

„Kommt," rief sie, „hierher —" und wußte nicht, wie der Gedanke, blitzgleich niederfahrend, Wort und Tat geworden war.

Als sie um das Haus stürmten, fanden sie die Mannschaft schon im Kampfe mit andern wütenden Aufrührern. Handgemenge und Flucht; durch Garten und Feld setzten die Soldaten den Zurückweichenden nach, die wilde Jagd entfernte sich.

Da schrie einer aus dem Trupp, der mit Maria de Jonck war: „Verwundete —!" Und johlend und heulend warf sich die Meute über die zwei angeschossenen deutschen Soldaten dort am Boden . . .

Nicht weiter! nein, diesen Gedanken, diese Erinnerung nicht weiter! — um keinen Preis.

Maria kam zu sich; sie lehnte in dem freudvollen, abendstillen Gärtchen ihres Vaterhauses und sah in das verschwiegene grüne Gewässer nieder, auf dem das letzte Licht erstarb. Ihre Lippen und ihre Hände zitterten, sie atmete heftig und schwer. Es war so fröstelnd kühl hier in dem Garten. Wie lange mochte sie so gestanden und mit wachen Augen so schlimm geträumt haben —

Sie ging langsam den Kiesweg zurück und durch das Haus, denn es war ihr, als hätte sie dort einen Schritt gehört. — Ja; der Arzt kam eben von seinem Gange zurück.

„Guten Abend, Fräulein. Hat er geschlafen?"

„Ich — glaube; — ich weiß es nicht."

Und dann faßte sie sich plötzlich mit aller Kraft zusammen und nahm die Hand des Arztes mit ihren beiden Händen: „Eine Bitte, Herr Doktor, — können Sie mir sagen, wie es zugegangen ist; ich meine, wodurch er die Augen — Ist er überfallen worden?"

„Nein," antwortete der Arzt mit sachlicher Ruhe; „durch den Wurf einer Handgranate. Kommen Sie mit herein?"

Sie stand zurückgelehnt und hielt sich an der Holzsäule des Treppenaufgangs. „Verzeihen Sie mir, ich bin so entsetzlich müde, — ich schicke Ihnen das Mädchen sofort."

„Gute Nacht, Fräulein Maria" . . .

Es war tief in der Nacht, und alles schlief im Hause; auch der unermüdliche Arzt, auch der arme Verwundete da unten; und selbst der Krankenwärter, der an seinem Bette saß, war eingenickt. Nur Maria de Jonck schlief nicht.

Sie lag halb sitzend droben im Bette des Giebelstübchens, das sonst als Gastzimmer diente; — auf den Arm gestemmt ruhte sie so unbeweglich und bohrte den scharfen Blick in das tiefe weiche Dunkel. — Wie schön war doch die Nacht. Unendlicher Friede lag über diese Gäßchen und Gärten, über diese stillen Gewässer gebreitet. Und wie das wachsame Ohr die Ruhe gierig trank, so genoß das schlaflose Auge diese geweihte, wohltätige Finsternis . . . Denn ein wundervolles Geschenk ist das heilige Dunkel, in dessen Frieden die Gewißheit des neuen, in Tauperlen strahlenden Lichtes schlummert.

Aber ein Dunkel ohne diese Gewißheit? für einen, der das Licht gekannt und geliebt hat, Gewißheit ewiger, unzerreißbarer Nacht? — entsetzlich, unausdenkbar in seiner ganzen Grauenhaftigkeit.

Und auf einmal stand sie wieder — wehrlos gegen den Gedanken — in jenem Dorfe an der Maas, an der Stelle, wohin sie, das Gefühl einer wütenden Erinnys im Busen, die rachgierige Schar der aufgestachelten wallonischen Bauern geführt hatte. Und sie sah, zu Eis erstarrendes Blut

in den Adern, was sich da mit Blitzesschnelle begab, — wie sich über die zwei Verwundeten am Boden besinnungslose Männer stürzten, wie sich die Entkräfteten mit ohnmächtigen Armen wehrten, wie blanke Messer über ihren bleichen Gesichtern aufblinkten und sich in die Quellen des Lichtes gruben —

O, diese Schreie, die sie nicht vergessen würde, voll Schmerz, Verzweiflung und furchtbarer Anklage, dieses Umherwälzen der Gemarterten, die nicht mehr sahen —

Schrie da nicht jemand im Hause so? — nein, es war alles still. — Sie faßte an ihre Stirn, die kalt und feucht war wie die einer Schwerkranken.

War das der Krieg? — Mußte das sein? — Nein, nein; das war der Tanz aufgepeitschter Leidenschaften, war Wahnsinn, Verbrechen, fürchterliche Raserei der menschlichen Natur.

Und sie war das Weib gewesen, das die wütenden Männer an jene Stätte geführt hatte, wo die Unseligen lagen, sie hatte es verschuldet, daß sich über die Wehrlosen, die auf die treue Hilfe der Kameraden, auf die milde Hand einer besorgten Pflegerin warteten, die Peiniger warfen.

Nein, das hatte sie nicht gewollt, — das nicht fürchten können, was dort geschah. Sie hatte gewähnt, der vordringende Feind werde zurückgetrieben, seine Verwundeten würden gefangen, in sicherem Gewahrsam unschädlich gemacht werden. O was wußte sie noch von dem, was sie damals im allgemeinen Aufruhr gedacht und gewollt hatte!

Aber du hast es zu verantworten, Maria de Jonck, zischelte eine Stimme ewig in ihr Ohr. Und der Atem stockte ihr so wie damals, als das Schreckliche geschah.

Eine Viertelstunde später wären sie gerettet gewesen, wären sie nicht in die Hand der Racheschnaubenden gefallen.

Sie hörte das Gewehrfeuer noch, den Ansturm der wieder gesammelten Truppe, die den Aufstand niederschlug und die rasende Meute bändigte . . . Sobald die Überraschung vorüber war, hatte die deutsche Kraft die Oberhand. In wenigen Minuten war es getan . . . Für die beiden Geblendeten war es zu spät.

In dem Augenblick, als sie sich wimmernd zu ihren Füße wanden, war Maria wie aus entsetzlichem Traume erwacht. Der Rausch der letzten Stunde, der alle zu Besessenen gemacht hatte, war nicht mehr. Nichts war mehr in ihr als Schrecken und eine Qual, die keinen Namen hatte.

Sie war davongelaufen, nicht feige, nicht aus Angst, wie die andern, als der zürnende Feind herandrang, — sondern in der Unruhe ihrer erschütterten, von Grauen erfüllten Seele.

Sie lief durch Wiesen und Felder und sank irgendwo im Gestrüpp an einem Zaune nieder, während weit hinter ihr die Schüsse verklangen und die Flammen des Dorfes mit den trüben Dünsten der Nacht kämpften. Und sie raffte sich wieder auf und lief weiter, über Gräben strauchelnd, durch Sumpf und Stoppeln, bis sie die Straße fand, die nach Westen führte. Dort stieß sie auf Flüchtlinge, die sie halbtot in einen Wagen hoben und mitnahmen. Wann und wie sie endlich nach Hause gekommen war, sie wußte es nicht, denn schwere Krankheit hielt sie wochenlang in halbem Traume.

Alles das erlebte sie nun neu, als sie in dem finsteren Giebelzimmerchen des väterlichen Hauses lag, im Zimmer der Fremden, als wäre sie selbst eine Fremde.

Hatte sie eine Weile geschlafen, wie alle im Hause? Minuten nur, oder eine kleine Stunde? Aber nicht doch,

sie saß noch halbaufgerichtet, wie zuerst, und gewahrte es mit leisem Seufzen.

O wer doch schlafen könnte, tief, ruhig und glücklich, wie die Toten schlafen, oder wer das Licht sehen könnte, das noch so fern war, das scheue, lächelnde, allbefreiende, allgewaltige Licht des jungen Morgens.

Vor solchen Wünschen schrak sie von neuem zusammen und jäher, als zuvor.

Denn sie gedachte derer, die nicht tot waren und doch nicht mehr zu dem Lichte drangen, nach dem sie aus dem Dunkel sehnende und verzweifelte Hände ausstreckten.

Was mochte mit ihren Freunden von einst geschehen sein, dort in dem Dorfe an der Maas? Lebten sie oder hatten sie gebüßt für die Tat, deren Vollbringer sie geworden waren, Werkzeuge eines fremden, Kriegsgesetz und Menschenwohlfahrt verspottenden Willens? — Maria hatte kaum mehr an sie gedacht. Aber immer war die Frage mit ihr gegangen, was aus den beiden Überfallenen geworden sein möchte, ob sie durch den Tod erlöst worden waren, ob sie lichtlos dahinsiechten und mit welcherlei Gefühl sie ihr trauriges Schicksal trugen. Sie hätte viel gegeben, es zu wissen, und wäre solches Wissen noch so bitter gewesen.

Und nun lag einer in diesem Hause, gestern ein blühender Sohn seines Volks, sorgender Eltern vielleicht, und nun für alle Zeit in die Nacht gestürzt wie jene dort an der Maas, über deren Schicksal sie umsonst mit ringender Seele nachgrübelte; einer, dem sie den Weg hatte sperren wollen in der Stunde seines jungen Leidens und vor dem doch die Ehrfurcht hätte zur Seite treten und den die Güte hätte erfreuen sollen.

Wie? — war er kein Feind? wie kamen ihr, der Tochter des besetzten Landes, solche Gedanken, solche Zweifel! Und

stirnrunzelnd, die schlaffen Hände unters Haupt gelegt, gestand sie sich ein, daß sie seit ihrer Genesung, ja seit der schweren Nacht schon, keinen Zorn gegen den allmächtigen Feind mehr in ihrer Brust hatte aufwecken können. Als sie ihr Krankenzimmer vor Wochen verließ, war auch diese Stadt von den Regimentern des Feindes voll, wenige Tage darauf nahm der deutsche Stabsarzt Quartier im Hause, und bald humpelten auch Verwundete durch den Flur und warteten auf der Bank, bis sie an die Reihe kamen. — Sie fragte sich, warum sie alles das ohne Widerstand, mit stiller Verwunderung ertrug. War es die Ordnung in dem großen Gefüge dieses Heeres, das zuvor als eine Horde wilder Verwüster ausgeschrien worden war? oder waren es die Menschen selbst, die aus dem Rahmen dieses Gefüges heraus als Einzelne ihr entgegentraten, — ihr Denken, Reden und Handeln? Sie sann und kam zu keinem Ende und wollte es doch auch nicht, denn das eben war zuletzt das Beste in dieser schlaflosen Nacht, die sanfteste Beschwichtigung des aufgerührten Geistes.

Und wie sie sich mühte, die Gestalten aller derer, die ihr im Hause begegnet waren und die sie draußen hatte vorübergehen sehen, vor ihr inneres Auge zu stellen, graue, von Wetter und Kampf gezeichnete Gestalten mit frischen, von Zuversicht durchleuchteten Gesichtern, und bestrebt war, sich jede Einzelheit in das ermüdete Gedächtnis zurückzurufen, um den Grund ihrer Verwandlung zu erforschen, kam mit der ersten fahlen Dämmerung der bleierne Schlaf über sie, der alles mühselige Nachdenken tief begrub.

. . . Es war schon Tag, als sie erwachte — halb nur gestärkt, aber doch frei von der schleichenden Pein der vergangenen Stunden.

Sie saß und sann und starrte in die dichten Vorhänge,

in deren Fasern sich der goldene Schimmer von draußen fing.

Ein dumpfer Trotz war mit ihr wach geworden. Die Kraft des aufgehenden Tags hatte ihn geboren. Weshalb eine solche Nacht? Weshalb das Opfer des Schlummers? Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem schweigenden Gaste da drunten in ihrem Zimmer. Sie wollte ihn kennen lernen und wollte sehen —! Ein Feind war er, der geschlagen aus der Schlacht kam. Sie würde erfahren, daß er ein Barbar sei, wie alle, und daß es nur eine Weichherzigkeit gewesen sein mußte, wenn sie den Groll gegen diese waffentragenden Eindringlinge vergessen hatte. O, er würde fluchen und schimpfen, wenn er wieder zu Kräften gekommen war, und das würde gut für sie sein, das würde ihr Gewißheit schaffen, daß er nicht mit Unrecht litt, und sein ungezügelter Grimm würde sie über die weichen Empfindungen erheben, mit denen sie die Erinnerung an die wilde Nacht im Maasdorfe durchtränkt und weh und schmerzhaft gemacht hatte.

Unter solchen Gedanken kleidete sie sich an, und solche Gedanken erfüllten sie noch, als sie mit der Mutter am Frühstückstische saß. Darum entschlüpfte sie, sobald es ging, und eilte hinunter.

Am Fuße der Treppe stieß sie auf den Arzt, der eben den Säbel umschnallte.

„Sie kommen gerade recht," sagte er, „meine Zeit ist um, und den Krankenträger brauchen wir anderswo, ich kann ihn hier nicht lassen. Mit unserm Verwundeten sind wir eben fertig, er hat recht gut geschlafen. Nun führen Sie ihn hübsch in den Garten, — nicht wahr, Fräulein de Jonck?"

Das klang so herzlich, als ob er vom Bruder zur Schwester spräche und selbst der vertraute Hausarzt wäre,

der seinen Besuch gemacht hatte. Und er gab ihr dabei die feste braune Hand zum Abschied, so, als könnte er ihr nun alles getrost überlassen.

Wunderbar, was der Krieg für Zustände schuf. Sie wollte kühl und förmlich sein, aber es gelang ihr nicht, und sie brachte nur die unsicheren Worte heraus: „Kann er denn schon wieder ins Freie gehen?"

„O ja, das wird ihm sogar recht gut tun."

„Haben Sie ihm die Binde schon einmal abgenommen, Herr Doktor?"

„Nein; was denken Sie? Unter zwei Tagen nicht."

„Und er wird nicht wieder sehen können?"

Der Doktor schüttelte nur den Kopf: „Kaum," sagte er, „aber sprechen Sie noch nicht mit ihm darüber."

„Und wie lange wird er hier sein?"

„Unbestimmt; — eigentlich ist er transportfähig und sollte sobald wie möglich in ein deutsches Lazarett; aber die Bahnen sind jetzt alle belegt mit unserm Nachschub." Er sah sie ein wenig mißtrauisch an. „Sie fragen so seltsam. Und gestern — Sagen sie mir bloß, was hatten Sie denn da eigentlich?"

Als sie nicht antwortete, sondern nur die Brauen zusammenzog, ließ er's gut sein, grüßte freundlich und ging. „Also sorgen Sie mir brav, nicht wahr?"

Sie war allein.

Der Sanitätssoldat brachte den Verwundeten sorglich bis an das Ende des Hausganges, bis an die Stufen, die in das heitere Gärtchen führten. Dann ging er, und sie nahm den Gast in Empfang und führte ihn über die Treppe hinunter auf den Sandweg und in das weiche Gras, wo der Tisch und die Stühle standen. Eine warme Frühherbstsonne überschüttete die bunte Pracht mit rieselndem Golde.

Während sie so Schritt für Schritt dahingingen, betrachtete Maria ihren Gefährten streng. Das bärtige Gesicht war jung und scharf, die Hände groß und fest. Er sah wohl aus, als ob er plötzlich, wenn er recht zu Sinnen käme, emporfahren und seinen wilden Ingrimm in tobenden Verwünschungen ausrasen könnte. Wann würde dieser Ausbruch kommen?

Da öffnete er plötzlich, als wären seine Gedanken leise neben den ihren hergegangen, die Lippen und sagte heiter:

„Ich habe Glück gehabt — ich merke es nun wohl —, daß ich in so sanfte Pflege gekommen bin. Es hätte anders sein können; aber Frauenhände sind immer freundlich über meinem Leben gewesen."

Sie erschrak und blieb stehen, und auch er stand erstaunt an ihrer Seite still. — Und sie fühlte, wie sie zitterte.

War das möglich? Dieser Mensch, der in einem Augenblicke zum elenden Krüppel geworden war, fand keine Klage, — der erste Gedanke, den er aussprach, war, daß ihm ein Glück geworden sei, mit dem er seine Schmerzen und seinen Jammer vergoldete! Er schuf sich die Sonne, die seine Augen nicht mehr sahen, und um seine Lippen war ein Lächeln, als er das sprach.

Sie hatte keine Antwort darauf. „Kommen Sie," sagte sie nur, schob ihm den Liegestuhl, auf dem sonst die Mutter ruhte, unter den dünnbelaubten Ahorn und half ihm, daß er sich setzte, ohne zu straucheln.

Und dann ließ sie einen Gedanken laut werden, mit dem sie dieses Rätsel zu lösen suchte: — „Sie können wohl zufrieden sein, daß Sie aus dem wüsten Kampfe herausgenommen sind und seine Schrecken für Sie nicht mehr wirklich sind."

„O," rief er da und richtete sich auf, so gut es ging,

„sagen Sie das nicht. Es ist vielleicht das Schwerste gewesen, aus der Reihe geworfen zu werden, wo das ganze Volk für sein Leben eintritt gegen so viel Feinde und wo das Größte erst kommen soll." Er hatte die Hand geballt und heftig gesprochen. Aber nun scherzte er fast schon wieder: „Ein jeder gibt sein Bestes, und das hab' ich ja getan. Sie freilich, Sie nehmen es nun so, — ich kann mir's wohl denken, wie sich ein Weib das vorstellt."

„Wenn Sie den Kopf hier zurücklegen — so, nein, noch ein wenig — dann wird es bequemer sein," sagte sie, nur um etwas zu erwidern, und schob das Kissen mit unruhiger Hand herauf.

„Ich danke. Ich fühle mich ganz frisch, und der Schmerz bleibt gleich," antwortete er. — „Sie sind Fräulein de Jonck selbst? Ich hörte den Namen gestern, als Sie der Stabsarzt begrüßte, und kenne die Stimme wieder." Und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Sie sind so gut mit mir. Eine Frage hätte ich, die ist mir auch des Nachts gekommen, als ich einmal wach war: Was war das gestern an der Tür, als Sie so leise und hastig mit dem Doktor sprachen? Ich habe die Worte nicht verstanden, aber ich dachte, Sie wollten — Sie wollten mich — fortschicken?"

Es war ein wenig mißtrauisch gesagt, so als ob ihn die dunkle Erinnerung an jene erste Minute störte. Aber er gab gleich selbst die Antwort in einem leichten, doch von Bitterkeit nicht ganz freien Tone: „Ja, ich glaube wohl, daß es eine fremde Frau erschreckt, wenn einer von den Kriegsmännern in solchem Zustande wie ich ins Haus kommt."

„O nicht doch," rief sie rasch und in diesem Augenblicke ganz ehrlich. „Ich weiß nicht, was Sie gehört haben; und Sie sollen sehen, es wird Ihnen hier an nichts mangeln."

„Das glaube ich," sagte er beruhigt. „Und wir wollen das begraben sein lassen."

„Möchten Sie mir nicht ein wenig von sich erzählen, da Sie unser Gast sind?" fragte sie. Und es war nicht mehr die kalte Neugier, die ihr diese Frage eingab, sondern das Bedürfnis, ihm herzlich näher zu kommen und ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Er lachte kurz auf. „Was gibt es da zu erzählen? Ich bin Soldat und heiße Johann Riegler, und im Frieden modelliere ich in einer Kunstschreinerei in München. Das ist alles."

Maria, die sich ihm gegenübergesetzt hatte, strich die roten und gelben Blätter vom Tische und schwieg. Zum ersten Male kam es ihr zum Bewußtsein, daß diese Barbaren nicht immer Soldaten waren, daß sie zu Hause ein friedliches Gewerbe betrieben und ihre Kraft an starke und feine Dinge wandten, die nichts mit dem Kriege gemein hatten. Und sie war erstaunt, daß sie daran nicht eher gedacht hatte, nicht ein einziges Mal.

Diese Erkenntnis erfüllte sie mit wunderlicher Freude. Aber zugleich erhob sich aus dem Grunde ihrer Seele der dumpfe Schmerz, daß sie das nicht hatte erfahren wollen, und eine Unruhe, die sich nicht bezwingen ließ.

„Sie sprachen von guten Frauenhänden vorhin," sagte sie unaufmerksam, — „haben Sie denn schon ein Heim gegründet?"

„Nein. — Ich dachte an meine Mutter und meine Schwester. . ."

Und nach einer kleinen Weile schmerzlichen Überlegens atmete er auf, als er sich so zurückdachte, und fing an zu erzählen, wie es zu Hause war, — wie sie da lebten und was sie taten, wie sie sich durchs Leben geschlagen hatten und wie

die guten Frauen immer für ihn bemüht gewesen waren, bis zuletzt, bis zum Auszug seines Regiments. Die Mutter hatte ihm, als sie schon marschierten, durchaus noch ein paar warme Socken in den Tornister schieben wollen, die nicht eher fertig geworden waren, und die Schwester war noch auf den Stufen der Bahnhofstreppe durch den Volkshaufen gedrungen und hatte ihm einen großen schwarzen Rettich aus dem Garten gebracht, weil er den so gern mochte, einen richtigen schwarzen Rettich, — über den der Hauptmann und der Feldwebel und die halbe Kompagnie gelacht hatten. — Und er lachte selber, als er das erzählte.

Aber dann wurde er wieder nachdenklich und sagte auf einmal: „Ich muß nur schreiben, sobald es angeht, denn so ist das liebe Weibsvolk, es verzehrt sich gleich, wenn der Brief nicht rechtzeitig kommt. Nur erst wieder sehen können, — das brauch' ich ja auch, wenn ich wieder arbeiten und nicht verhungern will."

„Seien Sie geduldig," bat Maria leise. — Wenn sie nur fort gewesen wäre, wenn nur jemand gekommen wäre, um sie abzulösen —

„Es ist mir schon überdrüssig, daß ich immer die Binde herum haben muß. Ich denke, es ist recht schön hier, wo wir sind, so still, nur die Luft geht durch die Blätter, und es ist ein frischer Geruch im Garten, so kräftig, und ein Hauch, wie wenn Wasser in der Nähe wäre —"

Er unterbrach sich und lauschte, als hätte er ein schmerzliches Seufzen gehört.

„Wissen Sie, was ich möchte?" sagte er dann rasch. „Ich wünschte, daß ich Ihr Bild, so wie ich mir's vorstelle, in Ton modellieren könnte, nur nach meinen Gedanken, — Sie brauchten gar nicht dabei zu sein. — Aber freilich — dazu müßt' ich ja auch wieder sehen . . ."

Maria de Jonck war aufgestanden. Sie konnte das nicht mehr hören, nicht mehr bleiben. Sie mußte sich an dem grünen Gartenstuhl anhalten, so wankten ihr die Füße. Sie hätte weinen können, wie ein Kind, jammernd, unaufhaltsam, — so war ihr zumute.

Was sollte sie nun sagen und wie ihre Stimme meistern, daß die Aufregung nicht herausklang wie aus schrillen Saiten?

„Entschuldigen Sie mich," brachte sie mit Gewalt hervor, daß es fremd und herrisch klang, — „es ist zu kühl, — ich lasse eine Decke bringen." Das war das einzige, was ihr einfiel.

Und nun ging sie, so schnell sie konnte, — quer durch das Gras nach der Tür, und lief die Stufen hinauf und drin die halbdunkle Holztreppe, bis endlich die Tür des Giebelzimmerchens hinter ihr ins Schloß fiel und sie allein war, ganz allein.

Sie saß halb auf ihrem Bett, die Hände tief in die Kissen gekrallt und starrte in die Ecke, in das Gewirr der Ranken auf der blauen Tapete. — Das war zu viel, darauf war sie nicht gerüstet gewesen. Alle Waffen schlug er ihr aus der Hand, wie er so vertraulich von den Seinen erzählte, als wäre sie selbst eine gute Schwester. Hätte er doch getobt und wilde Flüche ausgestoßen, hätte er gezürnt und geklagt, — ja dann, dann hätte sie ihre Kraft gefunden und Gewalt über ihn gehabt. Aber da sprach er mit geduldigem Lächeln: „Sie sind so gut — Wenn ich nur erst wieder sehen werde", — und drückte ihr doch mit diesen Worten ein tödliches Schwert in die wehrlose Brust.

So lag sie da und kämpfte, — kämpfte — Und noch einmal stand der große Trotz in ihr auf, der das stärkste Teil ihrer Natur war.

Es war ja noch Zeit, zwei lange Tage vielleicht, bis er erfahren würde, daß er das Augenlicht verloren hatte. Bis dahin wollte sie sich wappnen und wollte ihm auch nicht aus dem Wege gehen. Nur in diesen nächsten Stunden konnte sie nicht sein Gesicht sehen und seine Stimme hören.

Am Mittag kam ein andrer Sanitätssoldat und brachte den Verwundeten in das Zimmer. Und eine Weile später hörte sie den flüchtigen Schritt des Arztes im Hause.

Sie hörte auch, wie der Pfleger am späten Nachmittag den Gast wieder in den Garten führte. Da litt es sie nicht länger im Zimmer, sie traute sich leise hinunter, — es würde ja noch ein andrer dabei sein.

Aber der Sanitätssoldat war gegangen, und sie sah erschreckend, daß der Verwundete allein in seinem Stuhle saß, die Decke über den Knien. Im ersten Augenblicke wollte sie umkehren, aber er hatte schon ihren Schritt erkannt und reckte den Kopf. — Und sie wollte auch nicht feig sein. — Da blieb sie und trat heran.

Sein Wesen war ganz verändert, voll von Unruhe.

„Fräulein de Jonck?" fragte er.

„Ja. Hier bin ich."

„Sie kamen ja nicht mehr," sagte er hastig und setzte sich auf, — „und es ist doch so schön, wenigstens zu sprechen, wenn man nicht sehen kann. — Wissen Sie, wie es draußen steht?"

„Nein, — was meinen Sie? — den Kampf draußen?"

Geschützfeuer klang wieder von ferne herüber, wie in den vergangenen Tagen.

„Ja," fuhr er aufgeregt fort und faßte mit den braunen Händen hierhin und dorthin und dehnte den Körper wie ein gefesselter Löwe. „Der Stabsarzt hat erzählt, daß auch

Fort Broechem gefallen ist und daß es gegen die inneren Befestigungen geht."

„So weit schon?" rief sie, „aber Antwerpen k a n n nicht fallen."

„Glauben Sie? — wir werden sehen. Und ich bin nicht mehr dabei!" Aber dann legte er sich zurück und ächzte leise. — „Sie müssen schon entschuldigen, Fräulein, — ich hatte vergessen, daß Sie ja von der anderen Seite sind —"

Sie hatte sich auch gesetzt und sah mit finstern Augen auf die bunten Blätter nieder, die ihr unruhiger Fuß zusammenschob und wieder zerstreute. — „Sprechen Sie nur weiter. — Ich ertrage es schon."

„Hören Sie!" fuhr er tiefatmend fort. „Ich will Ihnen etwas erzählen — nicht als der Feindin meines Volkes, sondern als der guten Freundin des armen Verwundeten, die Sie sind —, dann werden Sie mich verstehen:

Ich bin ein andrer Mensch gewesen, ehe dieser Krieg anfing, — unfrei, niedergedrückt vom Leben, ein Mensch mit gebundenen Händen. Ich habe von Jugend auf Bildhauer oder Maler werden wollen, weil mir's in der Seele lag und in den Augen, das leibhafte Wesen jeglichen Dings zu fassen. Ich hab' auch ein paar Proben zustandegebracht, die recht hübsch waren und den Leuten gefielen. Aber mir gefielen sie nicht, und darüber hinaus kam ich nicht, wie sehr ich mich rackerte und quälte. Da mußt' ich mit dem Gewerbe zufrieden sein, um doch zu wissen, wofür ich arbeitete. Also habe ich Stühle und Schränke entworfen und Modelle geschnitzt ums Brot. Ein Tretwerk nannte ich's, und es war tägliches und stündliches bitteres Sterben in mir. Ich sah wohl, daß ich keinen Schritt vorwärts kam. Und die Zeit ging immer weiter, immer drüber hin, während ich auf demselben Flecke blieb wie angekettet. Die Zähne biß ich zu-

sammen und wartete auf irgendein Wunder, eine Erlösung, daß mir doch noch die Kraft käme — Ein Mensch mit gebundenen Händen .... Da kam der Krieg!"

„Der Krieg?" fragte Maria. „Der Sie in Reih' und Glied zwang, — und der hätte Sie frei gemacht?"

„Ja," rief der Soldat. „Äußerlich nicht, Sie haben recht, aber innerlich wohl; auf einen Schlag, in einem Augenblick!"

Und nun glühten seine Wangen auf, wie er mit jäher Rede weiter sprach:

„Da war ich auf einmal heraus aus all dem kleinen Jammer, in freier Luft, in einer großen Welt und einer großen Zeit. Das hohe Leben der Seele, das ich mir mit dem Meißel hatte schaffen wollen, das gab mir auf einmal die Stunde als Geschenk. Nicht daß ich ein Landsknecht geworden wäre, der's im Dreinhauen suchte. Das sind wir alle nicht. Ich meine, daß mich die Zeit über meines Herzens Bedrängnis hinausgehoben hat für immer. Ja, für immer. Wenn auch morgen der Krieg zu Ende wär', und ich stünde wieder in meinem Tischlersaal. — Ich tät' es ohne mehr zu warten. Frohen Herzens! — Das ist es."

Ihr war, als müßte sie seine Augen durch die Binde leuchten sehen, große, blaue, siegesgewisse Mannesaugen; so hatte sie die Gewalt seiner Rede fortgerissen. — O, seine Augen ...

Maria de Jonck schlang die Hände ineinander und preßte das weiche Kinn fest darauf.

„Sie meinen, — es denken viele so wie Sie?"

„Ja," rief er, „das meine ich. Sehen Sie, das hat dieser Krieg aus uns Deutschen gemacht, aus jedem auf seine Weise ... Frei auf einen Schlag, erhoben, groß geworden tief innen, so sind wir alle hinausgezogen, ums der neidi-

schen, tückischen Welt zu zeigen, was wir sind und was wir können." — Er schwieg einen Augenblick —Und dann fragte er plötzlich unvermittelt: „Was denken Sie von Löwen? Sie, als Tochter des Landes?"

Das war wie ein Axthieb, geradezu. Sie zuckte mit den Schultern und beugte das Haupt.

„Ich weiß — es nicht. Warum fragen Sie d a s?" Es klang wie eine Klage, wie eine dringende Beschwörung.

„Ein solches Heer, das in der Stärke seines redlichen Willens kommt, zürnend, aber nur bewehrt zum offnen Kampfe, ein solches Heer hinterrücks zu überfallen, um es zu morden. Nicht der Anschlag eines einzelnen Verblendeten, nein, die berechnete Tat von Tausenden. Ist das möglich? glauben Sie, daß das aus dem Hirne dieser Tausende kam? Nein, so ist der Mensch von selber nicht —" Er brach ab: — „Ich vergesse wieder, mit wem ich rede —"

Sie rang nach Abwehr. „Und glauben Sie," fragte sie schnell, „daß Sie Grund hatten, in uns den Feind zu sehen, dessen Land man mit Heeresmacht betritt?"

Er überlegte. Dann sagte er einfach und fest:

„Wenn Sie zweifeln — fragen Sie doch die, die bei uns befehlen, — d i e werden die Antwort wissen."

Maria hatte sich erhoben.

Er aber war mit einem Male still geworden, von der Anstrengung erschöpft, und schien unter seinen Schmerzen, die er so lange vergessen hatte, zu leiden.

Sie sah finster auf ihn nieder und überlegte, was er gesagt hatte. Da kam der Stabsarzt hastig in den Garten, und auch der Pfleger zeigte sich an der Tür.

„Guten Abend," sagte Doktor Sperling kurz abgerissen; „neue Nachricht und ernste, machen Sie sich gefaßt. Der

Kommandant hat die Übergabe abgelehnt, — die Beschießung von Antwerpen ist angesagt."

„Die Beschießung —?" rief der Verwundete und erhob sich, so schnell es ging. Aber der Sanitätssoldat war schon zur Stelle, und der Stabsarzt beschwichtigte: „Keine Aufregung! Sie gehen jetzt ins Zimmer."

Und dann trat er auf Maria zu, die bleich und starr neben dem Ahorn stand, und nahm sie zur Seite, während der Verwundete fortgeführt wurde.

„Ein Wort mit Ihnen, Fräulein, in aller Eile. Ich reite noch diese Stunde zu den Belagerungstruppen vor und werde kaum in den nächsten Tagen hier sein. Ich habe einen Auftrag für Sie, eine Aufgabe, die Sie vielleicht besser lösen als ich."

„Was wünschen Sie von mir?" fragte sie mit Verwundern.

„Ganz einfach. Unser rasches Vordringen macht es nötig, daß wir eher, als ich gedacht habe, Verwundete abschieben müssen. Die Lazarettzüge gehen von morgen an; unser Gast soll mit befördert werden in den nächsten Tagen. Der Arzt, der ihn übernimmt, wird ihn vorher untersuchen und die Binde entfernen. — Sie wissen, daß ich das Schlimmste fürchte. Der Mann selbst aber weiß gar nichts. Die plötzliche Einsicht würde ihn furchtbar treffen. Jemand muß ihn vorbereiten, ihn mit der Möglichkeit vertraut machen, daß seine Sehkraft — nun sagen wir, sehr gefährdet ist. Es erfordert Zeit und Klugheit, das zu sagen. Ich kann nicht, — Sie müssen das tun."

„Ich?" schrie Maria entsetzt. „Niemals."

„Sie sind die einzige, die es kann, — ob es Ihnen schwer fällt oder nicht. Also —"

Sie hielt ihn fest, sie klammerte sich an seinen Arm:

„Nein, nein, nein, Herr Doktor, ich bitte Sie. Ich kann das nicht, und ich werde nicht —"

„Sie müssen!" sagte er hart, im Tone des Befehls. „Es gibt viel schwerere Dinge in dieser Zeit. Oder wollen Sie, daß ihn die Erkenntnis wie ein Blitz zu Boden schlägt? Ist Ihnen das lieber?"

„Ich kann nicht —"

Er zuckte die Achseln und hielt von der Treppe noch die Hand zurück. „Zwingen kann ich Sie nicht. Aber ich rechne auf Sie. Ich habe meine Pflicht getan, indem ich dieses Amt auf Sie lege — bei einem solchen Werke entschuldigt Sie die Feindschaft nicht —, das Weitere muß ich Ihnen überlassen. Leben Sie wohl, Fräulein de Jonck." —

In der tiefen Nacht stand Maria einsam an dem offenen Fenster ihres Giebelzimmerchens. Sie war umhergegangen, ruhelos, wie lange schon, und immer wieder stehen geblieben, um in die Nacht hinauszusehen. Doch immer tiefer verstrickte sie sich in qualvolle Gedanken, in fieberhafte Vorstellungen. Sie hatte sich endlich halb entkleidet, aber nur um atmen zu können, um das jagende Blut zu beruhigen, — ihr Bett blieb unberührt, und ihre Augen wußten nichts von süßer Müdigkeit.

Die Bäume der Gärten am Kanal standen drohend, in schweren, schwarzen Massen, einzelne dünne Wipfel erhoben sich daraus wie lange verzerrte Gestalten, die traumverwirrt aus dunklen Kissen auffuhren. Auf dem Wasser, das hie und da an den Windungen hervortrat, lief verlorener Sternenglanz wie ein wehes, irres Lächeln. Eine Turmuhr hob seitwärts irgendwo mit zittrigem Schnarren aus zum Schlage der Mitternacht.

Aber der wohlbekannte Metallklang schlug nicht nach...

Ihn verschlang schwerer Donner, der jählings die Nacht durchschütterte, als bräche ein wildes Gewitter herein. Als Maria den Blick aus der Tiefe aufhob, sah sie, wie nordwärts feurige Schlangen über den Himmel fuhren, nicht blitzgezackt, sondern gekrümmt in furchtbarer Bogenlinie, einem unsichtbaren Ziele zu. Und in rasender Eile folgten einander die harten, unbarmherzigen, mörderischen Schläge, in verworrenem Donnerton herüberhallend, eine ungeheure, wahnsinnige Musik zu dem phantastisch gespenstigen Feuerwerk in den hohen Gewölben der Nacht.

„Die Beschießung —" Sie hatte die zwei Worte laut vor sich hin gesprochen und die Hand auf die glühende Brust gepreßt, und fühlte, wie ihr Herz aussetzte, als hätte es den Schlag verlernt, gleich jener alten Uhr dort drüben.

Aber auch dieses Schauspiel des Schreckens bannte die Qual ihrer Seele nicht, es steigerte sie nur zu unerträglicher Marter.

Dort sank das letzte Bollwerk, in dem sich der König und sein geschlagenes Heer verschanzt hatten, vor den unerbittlichen Schlägen des Siegers, vor dem richtenden Arme dieses Volkes, das gekommen war, um den Ring des Verderbens zu zerbrechen und seinen Feind zu finden. Was war das für ein Volk, — so ganz anders, als es der Haß und die Furcht gezeichnet hatten. Zehnmal schrecklicher noch, als die vorauseilenden Gerüchte es schilderten, aber nicht durch grausame Wildheit, sondern durch den königlichen Zorn, der das flammende Schwert des Erzengels über alle Widersacher schwang.

Was war das für ein Volk, das aus dem großen Vertrauen zu seinen Führern seine Kraft nahm, was waren das für Befehlshaber, die ein solches Volk im Sturmesbrausen daher führten, stark durch solches Vertrauen!

Da drunten war einer, der so dachte und es ausgesprochen hatte, das Geheimnis der Stärke, und der darum ungebeugt und froh war in seinem tiefen Elend.

Maria de Jonck lag auf den Knien am Fenster, die bloßen Arme auf den Stein gepreßt, frierend, glühend und fiebernd.

Und diesem Fremden sollte sie morgen schonungsvoll und zögernd enthüllen, daß er die Sonne nicht mehr sehen würde, nach der er sich mit wilder Inbrunst sehnte, — sie, die dort an der Maas die wütenden Männer geführt hatte —?

Nimmermehr. Wenn er dann aufschrie in Schmerz und Verzweiflung, so würde aus diesem Laute des Geblendeten der Spruch klingen, der sie selber verdammte. Es würde sein, als wäre einer von den beiden dort im Maasdorfe aufgestanden, um sie zu suchen, sie zu verfluchen. Und sie würde zusammenbrechen unter diesem Fluche . . .

Nein, nein, nein. — Und immer wieder redete die Stimme des Arztes vor ihrem Ohre: Sie allein können das, Sie müssen, — müssen!

Mußte sie? War es vielleicht die bittere Vergeltung, die ihr bestimmt war — und die hohe Befreiung zugleich? Würde es sie lösen aus allen finstern Gedanken, die sie bis hierher getragen?

Sie hielt ein. Sie faßte zitternd an die Stirn, hinter der es hämmerte und wühlte.

Immer wilder zuckten drüben die feurigen Strahlen, tanzten die grünen und blauen und roten Flammen in der weiten Nacht, immer gewaltiger schwoll der ferne Donner.

Einen Augenblick gedachte sie zu fliehen. Aber sie fühlte, daß sie es nicht konnte.

Warten, den Tag erwarten und den Entschluß hinausschieben, bis die Sonne kam ....

Während drüben am tiefen Himmel ein schweres Brandrot aufglühte, in dem die feurigen Pfeile untertauchten, schlug sie den Kopf unbarmherzig auf den kalten Stein des Fensters, krampfhaft, nicht länger fähig, zu denken —

Als mit dem blassen Lichte der Morgenfrost durch das Fenster kroch, kam sie aus tiefer Ohnmacht zum Bewußtsein. Sie war, auf den Knieen liegend, neben dem Fenster zusammengesunken, ihr Kopf lag auf einem Stuhle, sie fühlte den harten Druck an der Schläfe und einen starken Schmerz in dem steifgewordenen Nacken. Tau lag auf ihrem Haar, und nun befeuchteten stürzende Tränen auch ihre Hände und ihr Gewand.

Draußen in der Ferne wütete der Geschützkampf noch, nur selten unterbrochen.

Ein erster feiner Goldstrahl ging unten über die ruhigen Blätter. — Aber sie hatte umsonst von der großen Leuchte des Tages Erlösung gehofft. Ratlos, mit dumpfem Haupte und schmerzenden Gliedern stand sie und zitterte bei dem Gedanken, daß sie nur wenige Stunden von der Erfüllung der Aufgabe trennten, vor der sie zurückschrak. Sie war krank, elend und sehr müde.

Da schlich sie sich in den tautropfenden Garten, um doch unter freiem Himmel zu sein.

Leise, zögernd, mit nach innen gerichteten Blicken ging sie den kurzen Weg hinunter nach der Brüstung, hinter der das schweigsame, friedvoll lockende Wasser lag.

Aber mit einem Male fuhr sie zusammen. War das nicht eine Tür, die da ging — ein Schritt —?

Nun wieder alles still ... Sie lauschte. Im Hause

war niemand als die Mutter, das Mädchen und der arme Soldat, der geduldig wartete, bis man zu ihm kam. Der Arzt war nicht zurückgekehrt. Das wußte sie.

Aber da war es wieder. Ein unsicherer Tritt — deutlich, unverkennbar. Und nun trat, auf den Stock gestützt und langsam tastend, der Verwundete aus dem dunkeln Hause unter die Tür. Er hatte sich angekleidet, so gut es ging; nur den Rock hatte er lose über die Achseln gezogen. Die weiße Binde lag noch fest um seinen Kopf. Er bewegte sich unruhig, atmete schwer und suchte mit dem Stocke die kleine Treppe.

„Zurück, — Sie fallen," rief sie grell.

Da hielt er ein. „Sie hier? Es ist wohl schon lange Tag . . ."

Sie war gleich bei ihm und half ihm über die Stufen. „Was wollen Sie? — Und allein! — Sie müssen doch warten."

„O, warten, warten!" rief er erregt. „Ich habe die ganze Nacht gewartet. Glauben Sie, daß ein Soldat schläft bei dieser furchtbaren Beschießung? — Ich habe gekämpft, gestürmt, habe geschwitzt und geblutet, mitten in der Reihe . . . Immer vorwärts, immer näher; aufgesprungen und geduckt, und wieder aufgesprungen, und Trommeln — Trommeln —"

„Sie fiebern?" fragte sie entsetzt.

„O nein. Aber ich halte es nicht mehr aus. Ich muß heraus, will heraus. Ich kann nicht mehr bleiben da drin. — Hören Sie? Ah, wie das hier anders klingt. — Und da, Kameraden an die Front!"

Drüben in der Gasse über dem Kanal klang der Eilschritt vorgezogener Reserven, klang die Wacht am Rhein trotzig und drohend aus den grauen Reihen.

„Nehmen Sie mir doch die Binde ab, nur einen Augenblick, ich kann das nicht mehr ertragen; ich will die Kameraden sehen, die an die Front gehn, und nur einen Augenblick Sie und den Garten sehen —"

„Niemals!" schrie sie auf, von fliegender Angst geschüttelt. „Warten Sie auf den Arzt. — Nicht eher!"

Aber der Verwundete ließ sich nicht besänftigen. Er bebte vor Aufregung und Ungeduld.

„Ich will aber, und wenn Sie mir nicht helfen wollen, so helfe ich mir selbst!" Und schon hatte er mit seinen Händen die Binde gefaßt und suchte sie herunterzureißen.

Da wußte sie nicht mehr, was sie tat. Sie packte seinen Arm, sie rang mit ihm. „Nein, nein, ich bitte Sie, ich flehe Sie an. Tun Sie es nicht, um Ihret- und meinetwillen nicht . . ." Sie bettelte wie ein Kind in der Angst ihrer Seele.

Ein paar Augenblicke kämpften sie so, dann siegten die starken Kräfte seines einen, freien Armes. Und in der nächsten Sekunde hatte er die Binde über die Augen zurückgeschoben soweit es ging, über die Brandwunden und das geschwärzte Fleisch.

„Ah —"

Er stand unsicher, mit ausgestreckter Hand, und starrte hinüber, wo die Truppe zog.

Dann ging ein Lächeln um seine Lippen. „Brave Kerle," sagte er leise.

Maria de Jonck war erschöpft zurückgewankt und sah mit weit offenen Augen zu ihm hinüber, in der furchtbaren Erwartung — Aber nun, als er so lächelte und so sprach, raffte sie sich zusammen und kam Schritt um Schritt heran:

„Ja — sehen Sie denn —? Können Sie denn sehen?"

„Ja," sagte er, besorgt und erstaunt durch den Ton ihrer

Worte, indem er die Hand schützend vor den Augen bewegte; „auf dem linken nicht, aber auf dem rechten wohl, nur etwas schwächer —, wie durch einen Schleier . . .“

Maria hörte den dröhnenden Zorn der Geschütze nicht mehr. Vor dem Brausen des Jubels, der durch ihre Seele ging, schwieg alles. Mit zitternden Händen zog sie eilend die Binde zurecht; „Wie glücklich Sie sind! aber Sie dürfen nicht, das Licht könnte alles verderben. Kommen Sie nur, in das Zimmer, und liegen Sie ganz still, bis das Blut zur Ruhe gekommen ist.“

Sie strich sanft, liebkosend über die Hülle. Sie geleitete ihn, immer drängend, in das Haus. Und er, als müsse er erst verstehen, was ihm gedroht hatte, folgte willfährig und wortlos.

Als sie ihn drinnen auf das Lager genötigt und die Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, stand sie einen Augenblick still. Es war ihr, als ginge alles im Kreise, ihr schwindelte —

Aber sie fand sich zurück, und nun auf einmal kam es ihr, daß sie erlöst sei von allen Schreckbildern, die sie bedrängt hatten, daß nun auch die beiden Unseligen dort an der Maas, die durch sie, doch ohne ihre Schuld, gelitten hatten, Ruhe gefunden haben müßten. Vor dem großen Segen, den dieser neue Tag brachte, konnte kein Schrecken mehr bestehen.

Sie lief die Holztreppe hinauf und fand im Zimmer oben die Mutter, die von den Eindrücken der Nacht halbgelähmt im Stuhle saß und fast dem Tode nahe war.

Vor ihr warf sie sich auf die Knie.

„Mein Kind, es ist um Antwerpen geschehen,“ klagte die Frau und legte die bebenden welken Hände auf den Kopf der Tochter.

Aber Maria verstand sie nicht.

„Mutter," rief sie tiefatmend, — „er kann sehen, — er kann sehen" — und grub das Gesicht in den Schoß der alten Dame.

Noch einen Tag raste der wütende Sturm gegen die letzten Schanzen der Festung. Dann flutete ein aufgelöstes Heer westwärts aus ihren Mauern.

Der Arzt, der den Transport übernehmen sollte, kam, als noch die Geschütze herüberdonnerten, und gab seine Anweisungen. Er untersuchte den Verwundeten sorgfältig und erklärte, daß das eine Auge verloren sei, das andre aber bei gewissenhafter Pflege wohl werde erhalten werden können. Und kopfschüttelnd fügte er hinzu, der Verlust auch dieses Auges sei nur durch den seltsam vorspringenden Stirnknochen abgewendet worden, der die Kraft des Sprengkörpers abgelenkt habe; es sei wie ein Wunder, auf das niemand habe vertrauen können und das sich nun erst nach Abnahme der Geschwulst zeige; freilich, verbrannt sei alles um das Auge her. —

Das Rollen der Donner war verstummt, die mächtige Trotzburg gefallen.

An der Tür des Hauses stand der Verwundete, zaudernd, mit neuverbundenem Haupte. Der Sanitätssoldat winkte dem Krankenwagen entgegen, der das Gäßchen heraufkam.

Maria die Jonck war auf die Schwelle getreten, sehr ernst und blaß, aber mit freien Augen. Sie hielt ein paar arme Blumen in der Hand, die letzten des Gärtchens, die sie soeben gebrochen. Auch sie zögerte und wartete, als müsse er fühlen, daß sie ihm noch die kleine Gabe bereit hielt. Dann trat sie herunter und gab ihm die Blumen in die Hand.

Er nahm sie mit heiterem Nicken und nestelte sie in das Knopfloch seines Waffenrockes, mitten auf der Brust.

„Jetzt ziehen sie ein," sagte er halblaut. Und dann streckte er ihr tastend die Hand entgegen: „Mein Weg geht anders. — Leben Sie wohl, Fräulein de Jonck, und seien Sie vielmal bedankt."

Sie wollte etwas darauf sagen, — daß ihm allein aller Dank gehöre, und daß auch sie nun einen andern Weg zu gehen habe. Aber sie fand die Worte nicht, die das hätten sagen können, wovon ihre Seele voll war. Da war der Wagen schon vor und die Türen schlugen auf.

Sie winkte dem Scheidenden noch zu mit einer Bewegung, in der ihr heftiges Gefühl nach Ausdruck rang. Aber sie bedachte nicht, daß er das ja jetzt nicht sehen könne.

Er lächelte, als er mühsam einstieg. Was brauchte er da die winkende Hand zu sehen und die Träne, die ihm aus jenem fremden Auge nachblinkte?

Von vieren der Letzte

„Kommen denn noch viele Züge mit Verwundeten herein?"

„Heute nacht geht's zu Ende", sagte der deutsche Schaffner, der auf dem Bahnhof dieses wallonischen Nestes seinen Dienst so selbstverständlich brav erfüllte, wie ehedem zu Hause an der Linie Hannover—Bremen. „Ja, ja — dann haben wir eine Weile Ruhe." Und er zog den Kopf in den hochaufgeschlagenen Kragen und wollte weiterstampfen.

Aber der stiernackige Mann, der so schüchtern gefragt hatte, langte über den Pfosten der neugebauten Sperre herüber und hielt ihn an. „Ach, wenn Sie wollten so gut sein . . ."

Der Schaffner hob seine Laterne und leuchtete ihm ins Gesicht:

„Was ist denn? — ich hab' wenig Zeit."

Es war ein großes, bedächtiges, von der Sorge gefurchtes Gesicht mit stillen grauen Mannesaugen, die der Schlaf lange gemieden hatte.

„Kann ich nicht da vor gehen, wo die Züge anfahren?"

„Hier kommen Sie nicht 'rein, das ist nur für die Sanitätsmannschaften", sagte der Schaffner, aber er blieb stehen.

„Es ist doch mein Sohn", murmelte der draußen rauh. „Komme ich da auch nicht 'rein?"

„Ist mal nicht", antwortete der Schaffner. Und dann setzte er mitfühlend hinzu: „Sie kommen wohl von drinnen

heraus, aus der Heimat, deswegen? Wo ist er denn verwundet worden, Ihr Sohn? Ich hab' auch einen dabei und weiß nicht, wo er jetzt steht."

Der Vater draußen atmete ein wenig auf und wischte sich die Stirn mit einer umständlichen, müden Bewegung. Es war ein starker Fünfziger, aber er hielt sich wie einer von Siebzigen.

„Bei Ypern ist er verwundet worden, als die große Schlacht war, — und so schwer. Es hat's mir einer geschrieben. Und dann hat er auch selber einen Gruß geschrieben."

Er klaubte die zerdrückten Papiere, die er wie ein Heiligtum bei sich hielt, heraus.

Der Schaffner zuckte die Achseln. „Wenn Sie mit dem Bahnhofsoffizier reden wollen — ? — ich glaube es freilich kaum . . ." Und er schob das Holzgitter zurück und ließ ihn ein.

Der Alte trottete schwerfällig, mit dem Zutrauen eines Kindes, hinter dem menschenfreundlichen Landsmann her.

Drei Tage Fahrt von Thüringen bis heraus und nun drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf, nur ab und zu ein paar Stunden dumpfer Ruhe auf einer harten Bank in einer Wirtschaft oder im Wartesaal. Es ging mit den Kräften zu Ende.

Der Bahnhofsoffizier, ein hessischer Landwehrhauptmann, der mit einer Schwester vom Roten Kreuz und einem Sanitätsgefreiten gesprochen hatte, trennte sich eben und wandte sich nach der Tür der Wache. — Der Schaffner deutete mit seiner Laterne, nickte zum Abschied und verschwand in dem tiefen, regenfeuchten Nachtdunkel.

Da sprach der bekümmerte Mann seinen Gruß und trug seine Sache vor.

„Ich wollte ins Feldlazarett hinaus zu ihm", schloß er, „weil ich's wohl herausgelesen hatte, daß es recht ernst war. Aber ich kam nicht durch, sie ließen mich nicht weiter." — Und dann holte er tief Atem und setzte wie zur Entschuldigung und Rechtfertigung hinzu: „Es ist doch der Letzte von meinen vieren."

„Waren Sie denn nicht auf der Kommandantur?" fragte der Offizier teilnehmend.

„Ach, wohl", versetzte der Vater, „aber sie konnten nichts machen, weil ich doch keinen Ausweis mit hatte von der Heimatbehörde. O lieber Herr! ich weiß wohl, das ist meine Schuld, aber das hab' ich vergessen in meinem alten Verstand, wie ich so Hals über Kopf fort bin in der Aufregung. Und dann hieß es hier, die Verwundeten kämen herein, soweit es ginge, daß in den Lazaretten draußen Platz würde. Es sind ja auch schon so viele Züge durch, die Tage her."

„Wo hat er denn gelegen? Es kommt auf das Lazarett draußen an. Die letzten Transporte sind alle von einer Gegend."

„In — in Sankt — Ja, aus dem Kopfe kann ich's nicht sagen, Herr Hauptmann. Meine Augen . . . und ich kann auch das französische Zeug nicht merken. Aber da steht's."

Und er hob seine Briefe gegen das Licht der Ollaterne, die an der Wand flackerte.

„Geben Sie einmal her. Geben Sie nur, ich will nur sehen. Saint Pierre au Croix. Ja, das ist richtig."

„Ja, ja, so ist es wohl", nickte der Alte und besah sich die Briefe noch einmal und auch die Aufschrift: An Herrn Friedrich Hagedorn, Schmiedemeister in Neuroda.

„Die Transportfähigen von dort sind alle mit befördert worden diese Woche", sagte der Offizier, „abgeteilt, Leichtverwundete schon ins Reich, die andern bis hierher. Die letzten Züge gehen diese Nacht durch."

„Wie soll ich ihn denn finden?" fragte der Vater ängstlich und trat zwischen den Offizier und die Tür der Wache, denn er fürchtete, jeden Anhalt zu verlieren, wenn dieses Gespräch schon beendet wäre.

„Es muß sich ja in den nächsten Stunden für Sie entscheiden", sagte der Offizier einfach. „Wir erwarten außer den Zügen, die gleich weitergehen, nur noch einen, der Verwundete hier abgibt."

„Da werde ich es erfahren? Und Sie wollen mir erlauben, Herr Hauptmann, daß ich so lange hier warte?"

Der Offizier schüttelte den Kopf. „Sie können da nicht bleiben. Das geht nicht. Was wollen Sie auch bei dem Ausladen? Man kann Sie nicht heranlassen. Aber ich will Ihnen eine Zeile mitgeben, daß Sie im Lazarett warten und mit den Begleitern sprechen können. Wir haben hier drei große Säle eingerichtet, zwei sind voll belegt, für Sie kommt also nur der dritte in Frage, der noch beinahe leer ist."

Und er schrieb, den Dank des Mannes nicht achtend, ein paar Worte in sein Notizbuch und riß den Zettel heraus.

„Hier. — Schon gut. Die erste Straße hinter der Grande Place — hinter dem Markt. Und nun haben Sie nur Hoffnung, es braucht ja nicht ums Leben zu gehen, — es wird ja schon werden."

Der Vater fühlte den kurzen soldatischen Händedruck. Es war, als strömte er ihm Kraft und Zuversicht ins Herz hinein.

„Herr Hauptmann . . ."

Der Offizier legte die Hand an die Mütze und trat rasch in die Wache.

Der Schmied stand noch einen Augenblick im Besinnen und lauschte, dann tappte er nach der Sperre. Ein Soldat ließ ihn hinaus.

„Gute Nacht." — „Gute Nacht auch."

So — nun wußte er doch, was er zu tun hatte. Drei Tage lang war er bis weit über Mitternacht zu jedem Zug auf diesen wildfremden Bahnhof gelaufen und hatte über das Gitter gefragt und mit den Augen gesucht und allen, die ausgeladen wurden, nachgeforscht. Aber es war nichts gewesen. O, die Lazarette in der Stadt, die kannte er auch, die kannte er gut; da hatte er auch jeden Tag gefragt; — seines Fritzen Name stand nicht in den Listen.

Aber nun —, ja nun hatte er doch einen Weg, nun war ihm ein Platz angezeigt, wo er warten konnte. Die letzte Nacht. . . . Es war ein Aufatmen nach der langen dumpfen Qual, eine sanfte Beruhigung für das wild umgejagte Blut.

War das nicht ein Rollen, fern — Nein. Ja, doch. Er lehnte sich weit über die plumpe Holzschranke und starrte hinaus, wo sich die Geleise in der Finsternis verliefen.

Da kam's herangekeucht und hob sich aus Dampf und Dunkel und stand endlich mit Ächzen und Fauchen still. Lampen wurden auf dem Bahnsteig angezündet, Sanitätsmannschaften eilten den Zug entlang, fragten, riefen, reichten Zehrung hinein. Aber das eiserne Ungetüm gab keinen von denen, die es dahergeführt hatte, heraus. . . Ein Ruck, ein Kreischen rostiger Achsen, und der Zug rollte weiter, der Heimat zu.

Doch ehe sein Dröhnen verklungen war, glitt fast lautlos ein zweiter herein. Dasselbe Bild, dieselbe dienstfertige

Eile. Und auch er setzte sich wieder in Bewegung und suchte seinen Weg weiter, nach Deutschland, — nach Deutschland, zu dessen Verteidigung einst alle diese Heimkehrenden stolz, strahlend, kampfdürstend hinausgezogen waren. — War das alles vorbei? Nein, dort lehnte einer aus dem Fenster und winkte mit der Feldmütze in die Nacht, und aus dem engen Raume hinter ihm klang leise, schlaftrunken das alte Lied vom Rhein, mutig dennoch und vertrauensvoll, wie ein Gelöbnis derer, die nun die ringende Truppe da draußen verlassen mußten, — daß auch sie, sobald es nur ginge, wiederkommen wollten, wieder in die Entbehrung und das Grauen hinauswollten, um das angefangene Werk zu vollenden, zu dem sie berufen waren.

Da, als alles still und tot war, kam der Schmied aus dem Zustande starrer Aufmerksamkeit wieder zu sich. Mit unbeholfenen Schritten ging er in die schweigende, ausgestorbene Stadt hinein, die Glieder hinschleppend, von denen nun alle Spannung genommen war. Sein Schritt hallte weithin in den leeren Gassen wider; irgendwo antwortete dem Geräusch der dumpfe Tritt eines Postens; aus einem schlafenden Hause tönte spukhaft der gläserne Schlag einer Uhr. Drei.

Der Markt lag in Dunst und Schweigen. Nur an der Ecke kam aus einem Kellergeschoß, vor dessen Fensterloch halb ein schmutziger roter Vorhang gerafft war, mißtöniges Stimmengewirr; drei Kerle in Blusen saßen da, einen zerknitterten Zeitungsbericht vor sich — oder war's ein Befehl des Kommandanten? — und stritten in schlechtem Französisch darüber.

Der Schmied stand vor dem Lazarett in der nächsten Straße. Es war ein großer ausgeräumter Fabriksaal im Erdgeschoß, über einem halb im Boden eingewühlten Ma-

schinenraum. Hinter dem eisernen Zaun trat ein Mann mit dem roten Kreuz auf der Armbinde aus der Pförtnerkammer dem Vater entgegen. Er nahm ihm den Zettel aus der Hand und besah sich ihn beim trüben Lichte.

„Hm", machte er und schielte in seine Klause, wo nur die Lederpritsche für ihn selbst eben Platz hatte.

„Wird es denn lange dauern, bis der Zug kommt?" fragte der Schmied.

„Ja", meinte der Wächter, „die Zeit ist bei dem letzten niemals gewiß, und mit dem Ausladen vergeht auch Zeit. Aber Sie können sich ja ruhig in den Saal setzen."

Dann führte er ihn die Stufen hinauf, sprach mit der Oberschwester und zeigte ihr den Zettel. Die Schwester warf einen Blick darauf, nickte kurz und ging geräuschlos mit den Wasserschalen, die sie trug, weiter.

Ein wüster Raum, von wenigen schwelenden Lampen kaum erhellt. Bis weit in die dunkle Tiefe verloren sich die Reihen der Feldbetten, ein süßlicher Dunst, gemischt aus dem Geruche des Karbols und dem matten Hauche der Krankenlager, durchzog die Luft. Zuweilen war irgendwo ein leises Seufzen, ein kurzes ohnmächtiges Aufstöhnen zu hören, zuweilen hob sich in dem grauen Dämmer ein blasser Kopf von einem Kissen, ein Arm über eine leichte Decke. Dann war wieder alles still, bis auf das immerwährende, hastige, unterdrückte Knistern in einem der kleinen Öfen, der nicht weit entfernt stand.

Der alte Hagedorn hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und wartete geduldig, als wäre die große Sorge auf eine Weile eingeschlafen; es mußte ja so sein. So war es gut hier, das schwere Herz konnte ja nicht weiter.

Über viele leere Betten hin ging sein nachdenklicher Blick. Und dann sah er weiter hinten im Düstern eine noch

dunklere Gestalt, die von einem der belegten Lager zum andern ging und sich in kurzem Verweilen über jedes beugte . . . Der Tod? — Nein, nur eine Schwester, die dem Werke der Liebe diente.

Da klang plötzlich ganz nahe etwas, — ein schwerer, leise gurgelnder Atemzug. Und nun gewahrte der harrende Mann zwei Schritte seitwärts auf einem Bette, neben dem ein abgeblendetes Licht stand, eine regungslos hingestreckte Gestalt. Die Kamelhaardecke war bis an den Hals darüber gebreitet, und über den Leib noch ein abgenutzter grauer Offiziersmantel.

Das junge, wachsbleiche Gesicht lag ganz ruhig, von der Farbe des Kissens im Schatten kaum zu unterscheiden, wie das eines schon seit Stunden Hingeschiedenen, mit geschlossenen Augen. Auch schien kein Atem mehr diesen Körper zu beleben. Aber dann, in langen Zwischenräumen, hob sich die Decke auf der Brust langsam ein wenig und sank rasch wieder zurück; und dann war der pfeifende Ton wieder da, wie vorhin.

Der Schmied, der erst zusammengezuckt war, sah nun gespannt in das todblasse Antlitz, lange Zeit. Und dann dachte er an seinen Jungen und sah weg und gleich darauf doch wieder hin, ob da nicht ein Zeichen des Bewußtseins kommen wollte, — als müßte das auch für ihn ein gutes Zeichen sein.

Aber es war nichts. In unbeweglicher Hoheit ruhte das junge Gesicht.

Da mühte er sich, um nur etwas zu tun, was lebendig war, die Zahl auf den Achselstücken des hingebreiteten Mantels zu entziffern. Es gelang nicht.

Und wie sein Blick wieder über das Haupt des Ruhenden ging, erschrak er. Denn aus dem unbewegten Gesicht

sahen ihn nun, groß aufgeschlagen, zwei scharfe dunkle Augen an — Augen, in denen einst viel glühendes Leben gewesen sein mochte, — drohend, forschend und voll von tiefem Grauen.

Er sah hinüber in diese Augen und wagte nicht, sich zu rühren, er wußte nicht warum, aus unerklärlicher Angst, aus der Sorge, diese Augen, deren Anblick doch so peinigend war, möchten sich wegwenden, sich senken.

Und dann schloß der junge Offizier langsam die Lider.

Der Alte trocknete sich die Stirn. Als er aufsah, war der Blick der grauenvollen Augen wieder auf ihn gerichtet. Und nun fuhr er doch zusammen, als sich plötzlich auch die Lippen ein wenig auftaten und die geflüsterten, aber klar verständlichen Worte hervorkamen:

„Wer sind Sie?"

„Ich bin gekommen, um meinen verwundeten Sohn zu erwarten, der hier ins Lazarett kommen soll."

„So?" sagte der Offizier mit einem wehen Lächeln. — „Ich warte auch."

„Viere habe ich 'rausgeschickt", sprach der Alte fort. „Jeder ein ganzer Kerl. — Das ist der Letzte."

Der junge Offizier zuckte schmerzhaft. Dann sah er aus seinen dunkeln, blaugrauen, todernsten Augen noch schärfer auf den einsamen Mann, der dort im Schatten saß.

„Reden Sie."

Der Vater Hagedorn machte eine ungeschickte Bewegung. „Wenn einer stolz war, daß er sie so hingeben konnte, einen wie den andern, dann war ich's. — Da nimm sie, Vaterland! sagt' ich. Und als sie hinaus waren und ich mit dem Schmiedehammer allein auf das rote Eisen hieb und in jeden Schlag meinen Zorn hineindonnerte über das verfluchte Lumpenpack, das uns angefallen hat, da dacht' ich mir wie-

der: Und wenn's um die vier Jungen ist, da nimm sie, Vaterland, es muß doch werden, wie es recht ist. — Und das ist nun so geworden."

Er strich sich über das faltige, bartlose Gesicht und neigte den grauen Kopf noch tiefer. Aber dann ruckte er sich zusammen.

„Nun, den vierten will ich mir doch wieder zurecht kriegen. So schlimm wird's nicht kommen; der Herr auf dem Bahnhof hat's auch gemeint."

Ein ganz leichter Schritt kam heran, ein weiches Rascheln glitt an das Bett. Die Schwester, die das Reden gehört hatte.

„Sie sollen doch nicht sprechen und sich nicht aufregen, Herr Leutnant", sagte sie gedämpft.

Der Offizier nickte krampfhaft. Und dann röchelte er: „Gehen Sie nur, ich folge schon." — Und sie ging.

Es war eine lange Pause.

„Reden Sie weiter! — warum reden Sie nicht?" hauchte der Verwundete endlich.

„Zuerst kam der Vorletzte dran, der diente sein zweites Jahr und kam gleich hinaus, und nachher der Reservist, der bei mir war, und eine Weile drauf der Große, der vom eignen Haus und von Frau und Kind fortging mit der Landwehr. Alles hin. — Brave Jungen. — Zuletzt ging der Kleine, der war auf der Realschule gewesen und lernte auf die Technik; er ließ sich nicht halten, da taten sie ihn zur Artillerie . . ."

Eine Weile schwieg er, denn er war sich nicht klar, ob der Todwunde noch auf ihn hörte. Aber dann stieß er heraus und arbeitete mit den Armen:

„Und als die Nachricht kam —, ich weiß nicht, wie ich da herausgekommen bin, so weit her, und ich weiß auch

nicht, wie ich im Traum herumgeirrt bin in der Stadt hier, wo mich kein Mensch verstand und ich wie verraten und verkauft war . . ."

Lange war nur das große hoffnungslose Schweigen in dem Saale.

Dann flüsterte der Leutnant:

„Der vierte — wie bei uns."

Und wieder Schweigen.

Und wieder sprach die matte Stimme, im Ringen mit der Todesruhe umher:

„Ihr seid weit hergekommen, — Vater?"

„Aus dem Weimarischen, droben vom Wald."

Der junge Offizier lächelte still vor sich hin.

„Da sind Sie beinahe ein Landsmann." Aber dann kam eine jähe Unruhe über ihn, er wollte sich aufrichten, fiel zurück, biß die Zähne auf einander und zog die Brauen zusammen. Das währte eine Minute, — bis er wieder ganz still und ergeben lag.

„Kommen Sie zuweilen nach Erfurt?"

„Lange jetzt nicht; — aber sonst wohl, es macht sich wohl wieder."

„Da sind meine Eltern", preßte der Leutnant hervor. „Landrat a. D. Helmke, — jetzt Hauptmann in einem Landsturmbataillon."

Und auf einmal, wie mit einem wilden Anlauf des Herzbluts, hatte er's erzwungen und sich halb emporgesetzt.

„Ich weiß — daß ich sterben muß", keuchte er. „Acht Tage liege ich hier, — seit dreien weiß ich es, wenn sie es auch nicht Wort haben wollen. O, — das ist etwas, mit Dreiundzwanzig! Aber weg, ich möcht' es doch nicht ändern, um die Stunde mit der Kompagnie, als es endlich vorging . . . Rücken Sie heran, Landsmann. Ich bin auch — der

Letzte von vieren. So ist das Leben, erzählen Sie es zu Hause, als eine Wunderlichkeit des Schicksals. — Nein, nein, tun Sie das nicht. Es sind ihrer zu viele, es kommt zu oft so. . . ."

Der Vater war herangerückt und stemmte ihm mit seinen großen, rauhen Schmiedshänden das Kissen unter den Kopf.

Das vergalt der Leidende mit einem milden Lächeln.

Und dann hauchte er, als wär's nur ein Spiel in uralten Erinnerungen:

„Otto ist gleich in Lothringen gefallen, — Leo haben die Franktireurs erschossen, Gott verdamme sie, und dann kam die Nachricht von Hans Theodor, unserm Jüngsten, der auf Patrouille in Polen fiel, — wir waren immer die besten Kameraden, wir zwei. — Nun ist's an mir, nun ist's an mir!"

Und er bäumte sich auf und hatte so einen Blick, in dem das ganze wilde Anklammern am Leben war.

Dann krampfte er die linke Hand auf der Brust zusammen und rief leise: — „Wasser!"

Die Schwester, die eben in der Nähe vorüberging, war gleich heran und reichte das Glas. — „Sie sollen aber doch nicht sprechen und sollen ganz ruhig liegen, Herr Leutnant", tadelte und beschwichtigte sie.

„Danke, Schwester, es ist schon gut. — Ein Landsmann, sehen Sie, — nur ein paar Worte, dann schlafe ich."

„Wie eine Mutter", nickte der Leutnant und sah ihr nach. „Aber sie hat doch kaum eine Minute Zeit, und sie kommt auch lange, lange nicht nach Haus — nach Deutschland. . ."

Und nun faßte er sich mit aller Gewalt zusammen und flüsterte heiser, als ob er ein großes Geheimnis zu vertrauen hätte:

„Ich glaube, diese Nacht kommt es. — So hat es noch nicht gestürmt und gewühlt. O, das schöne Leben —"

Er faßte mit seiner feuchten Hand nach dem Alten: „Meine Mutter! — Ach, daß ich einen Menschen habe, den ich nach Hause schicken kann, wenn der Vater nicht kommt, — wie schön das ist, wie dankbar das macht. — Das Kissen weg, bitte —"

Ruhig hingestreckt lag er wieder und wartete, bis sich die Kräfte ein wenig gesammelt hatten.

In der dunkeln Verwirrung seines Gefühls saß der Mann am Lager des Offiziers. Die wilde Sorge um das eigene letzte Kind und der tiefe Anteil an dem bittern jungen Leiden da vor ihm waren eins geworden; er konnte es mit seinen schwerfälligen Gedanken nicht trennen. Das alte Herz ging seinen Gang mit bangen, ängstlichen Schlägen. Väterlich, so sorgsam es nur gelingen wollte, nahm er die weiße, gespenstisch auf der Decke ruhende Linke in seine großen, von der Arbeit des Hammers hart und hornig gewordenen Hände.

„Herr Leutnant, — wenn ich so sprechen darf: es könnte Ihnen nicht gut sein, noch zu reden —"

„Das ist jetzt alles gleich", rief der Leidende in fieberhafter Hast. „Alles umsonst. Und ich will mich beeilen, ich habe wenig Zeit. — Ja, halten Sie meine Hand, das ist schön, das tut wohl, als wär's meines eigenen Vaters Hand. Ihn wollte ich in dieser Stunde bei mir haben, der Mutter wegen. Er sollte und wollte kommen. O, er wollte, er schrieb es gleich, — und er ist unterwegs, ganz sicher. Aber ich kann es nicht aufhalten, es könnte zu spät für ihn werden . . ."

„Herr Leutnant — nicht so —", bat der Alte mit feuchtglänzenden Augen.

„Keine Täuschungen", verwies der Jüngling hart, „lassen Sie uns Männer sein, nicht wahr? — Sehen Sie, ganz kurz also: Mein Vater wollte es nicht, daß wir alle Offiziere würden, — o, er schon, aber er gab der Mutter nach, und da habe ich studiert, um unserm Jüngsten den Weg frei zu machen, daß d e r doch seinen Willen hatte, — und mich mit der Reserve begnügt. — Jetzt aber, in der großen Not, hab' ich es den dreien doch gleichtun können, und das freut mich, ach, wie tief, — das macht das Sterben süß. — Meine Eltern sollen das wissen; — ich weiß, daß es ein Trost für sie sein wird, zu hören, wie ihr Sohn gestorben ist, statt daß sie die Qual ewiger Ungewißheit auskosten."

Er unterbrach sich mit einem schmerzlichen Laut. Und dann war ein Trotz auf seinen Lippen, der die schwindenden Kräfte noch einmal zusammenzwang.

„Ich hätte gern manches geschrieben, aber ich konnte nicht. — Da — sehen Sie —" und nun zog er den rechten Arm unter der Decke hervor, einen festumwickelten Stumpf, dem die Hand fehlte. „Hm. Erschreckt Sie das? — Elende Granate. Aber um den Arm wäre es nicht, die meisten Splitter sind da in die Rippen gefahren. Hoho, weg damit, — vorbei!"

Und dann kam in seine Augen ein flirrendes Feuer, während sein Geist den Weg bis zu dem vorigen Gedanken zurücklief.

„Sie sollen zu Hause wissen, daß ich meinen Atem unter treuen, guten Augen ausgehaucht habe. — Sehen Sie mich nicht — so gramvoll an, Vater; — Deutsche wir beide, Sie und ich — o, schön. Und daß ich — triumphierend gestorben bin, als Soldat, — mit einem Hurra für das Vaterland und einem Fluch auf seine Feinde . . ."

Immer hastiger, immer leiser flogen die Worte wie auf dunkeln Fledermausflügeln.

„Herr Leutnant —, Ruhe, Ruhe."

„Ha", er lächelte herb. — „O, nun weiß ich, daß meine Grüße an die rechte Statt kommen, das macht ruhig. — Wenn Sie nach Hause kommen, gehen Sie zu meinen beiden lieben Alten, so schnell wie möglich —Sagen Sie —"

Da hob ihn eine unsichtbare Gewalt im Krampfe hoch empor. „O — schon?" rief er und riß die Augen auf. „Sagen Sie, sie sollen nicht trauern, sie sollen — nicht — — Aah —"

Er war niedergefallen, wie ein Halm, durch den die Sense hingefahren ist, und lag ganz ruhig, ein wenig seitwärts gekehrt, wie zum Schlafe.

Der Alte war aufgesprungen und hatte sich über ihn gebeugt, aber kein Atemzug hob die eingefallene Brust mehr. — Die magere Linke lag noch in den großen Händen des Schmiedes, und wie sie sich im Tode leise zusammenzog, war es wie ein leichter Druck, wie ein Dank aus dem unlösbaren Dunkel herüber . . .

Eine gute Zeit blieb der Mann so lauschend über den Jüngling gebeugt. Dann, als ein warmer Tropfen aus dem eignen Auge auf seine Hand fiel, wich die Starre von seinem Herzen. Mit vorsichtigen Fingern schloß er die Lider des Toten, und dann setzte er sich still neben ihn, als wäre es sein eigen Kind, und legte die Hand auf das Haar des friedlich Ruhenden. . . .

Halb im Traume saß er so, in einer stummen und großen Erwartung. Lange Zeit.

Ein undeutliches Geräusch von der Straße her brachte ihn endlich zum Bewußtsein. Und die zähe Unruhe um sein

Teuerstes rüttelte ihn auf. — Der Zug war herein, die Verwundeten würden kommen. . . .

Er stand auf, mit einem letzten Blick auf jenen dort, der nicht mehr litt.

Das stille Haus war mit einem Schlage von geheimnisvollem Leben erfüllt. Zwei, drei Ärzte traten unter die Saaltür, die Schwestern und Sanitätsleute sammelten sich um sie. Der Führer des Transports kam herauf, sich zu melden.

„Dreiundfünfzig Betten frei", überzählte der Stabsarzt flüchtig. „Wieviel bringen Sie?"

„Siebenunddreißig. Ein Mann auf dem Transport gestorben, — Kanonier Fritz Hagedorn, Brustschuß, — ohne Bewußtsein."

„Siebenunddreißig, — hier zuerst belegen", sagte der Arzt und ging mit seiner Begleitung nach der Tiefe des Saales zu. „Die Papiere des Toten! Wohin haben Sie ihn gebracht?"

„Hier schrägüber in das Gartenhaus, weil auf dem Bahnhof kein Raum zur Verfügung war."

„Gut . . ."

— Kanonier Fritz Hagedorn — Brustschuß — auf dem Transport gestorben —

Dem großen grauköpfigen Manne dort an der Tür kam ein Gefühl, das er nie gekannt hatte, ein Schwindel, — er griff nach dem Pfosten.

Und dann war es wie ein Augenblick der Erleuchtung:

Ohne Bewußtsein — Gott sei Dank, ohne Bewußtsein.

Er wankte die Stufen hinunter, immer mit der Hand an der Mauer, an Tragbahren vorbei, an wimmernden Verwundeten —

Und nun stand er drunten am Gitter, in dem feuchten

grauen Morgen und sah mit leeren Augen um sich, die Straße hinunter, bis an den Himmelsrand, den ein erstes trübes Rot durchglomm.

Er bestrebte sich, das Haus zu suchen, das Gartenhaus da irgendwo gegenüber, und kam doch mit dem einfachen Gedanken nicht zustande. Denn immer hämmerte es wie mit großen Schmiedehämmern in sein Gehirn:

Dein Sohn — dein Fritz — dein Letzter —

Marschtritt klang heran, um die Ecke kam Infanterie im leise sprühenden Nebel, das Hufklappern der Hauptmannspferde schlug hell und scharf durch den dumpfen Hall der Schritte. Eine Kompagnie — und noch eine — ein Bataillon. Die sangen das alte Lied vom Morgenrot, eintönig, halb im Schlaf, wie ein sorgenvolles Wiegenlied.

Ein zweites Bataillon. Die graue, hinwogende Kolonne sperrte die Straße, niemand konnte hinüber.

Da bahnte sich von ferne ein Heereskraftwagen den Weg. Offiziere, die an die Front gingen, saßen darin. Einer neben dem Führer war aufgesprungen und suchte mit scharfen Augen, deutete und sprach dann rasch mit einem Landsturmoffizier, der im Wagen lehnte und von den andern aufgenommen zu sein schien.

Vor dem Gitter hielt der Wagen einen Augenblick. Der Landsturmhauptmann stieg mit hastigem Dankesgruße heraus und trat an das Gitter, während der Wagen schon davonjagte, an der wandernden Truppe hin.

„Pförtner! — lassen Sie mich hinein, sogleich, Hauptmann Helmke, — schnell, schnell, ich will zu meinem Sohn."

Der Schmied Hagedorn erwachte aus tiefem Ermatten; er besann sich, — war das alles nicht eben gewesen, in dieser Nacht? — Da war noch einer, der dasselbe Leid trug,

wie er, nein, der noch von Ungewißheit gepeinigt vor der Erkenntnis des Unfaßlichen stand.

Er war nicht mehr allein, nicht mehr gebrochen. — „Herr Landrat —"

„Sie kennen mich — was ist . . .?"

Der Schmied schüttelte den Kopf und breitete die Arme aus, dem andern den Weg zu sperren.

„Sie finden ihn nicht mehr", sagte er, und er wußte nicht, wo er die Worte hernahm. „Ich habe ihn sterben sehen, er starb fest und froh. Das soll ich Ihnen sagen, und jedes Wort, das er noch gesprochen hat, — weil er doch glücklich war, daß er's einem sagen konnte. Und ich denke wohl, ich hab' es ihm leicht gemacht."

Der Hauptmann ergriff seine Hand und wollte ihn mit hineinziehen. „Dank fürs erste", stieß er hervor und verbiß den Schmerz, „kommen Sie mit, kein Wort soll vergessen sein."

Da brach die Kraft des andern mit einem Male. Er hob die Hände ans Gesicht und weinte. „Ich bin heraus, den meinen zu finden, auch den Letzten von meinen vieren. Jetzt ist er gekommen als ein Toter — auf dem Transport verschieden — und ich will zu ihm."

Der Hauptmann blieb, schon auf den Stufen, halbumgewendet stehen und sagte: „Auf Wiedersehen denn, wenn es Tag ist. Allen heißen Dank noch einmal. Möge es Ihnen ein Trost sein: Was Sie einem fremden Sohn getan haben, das haben Sie Ihrem eigenen getan."

Langsam und gebeugt trat der Schmied hinunter auf die Straße. Aber als er das Haus drüben in den Gartenbüschen sah, richtete er sich auf. Eine große Weihe fühlte er über sich; und in seinem Ohre klang die Stimme dessen da droben, der nicht mehr war: „Lassen Sie uns Männer sein,

nicht wahr?" und die Stimme des Vaters, die da eben gesagt hatte: „Das haben Sie Ihrem eigenen Sohne getan."

Er ging schweren, festen Schrittes hinüber, den härtesten Gang seines Lebens, seinen Sohn zu finden.

Fern verwogte der dumpfe Marsch der grauen Bataillone.

„Gloria — Viktoria!
Mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!"

Wie ein wehmütiger Gruß des Lebens, abgebrochen, undeutlich wehten die Worte des Soldatenliedes zurück:

„Die Vöglein
Im Walde —
Die sangen so wunderschön. —
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Die Hexe von Beauregard

Sonntagnachmittag im Februar. Starker Mokkaduft und wehende Schwaden blauen Zigarrenrauchs im Plauderzimmer der einsamen Waldheilstätte hoch droben im Gebirg. Über tannendunkeln Berglehnen, über tiefverschneiten Tälern das bleichende Licht und leisspielender Tanz der Flocken.

Irgendein Künstler hatte drüben im Wintergarten eine Laute aus der Ecke geholt, unter seinen suchenden Fingern entquoll den Saiten süßer Wohlklang. Dort sammelten sich die Gäste, Offiziere aus Ost und West, von den verschiedensten Heereskörpern, schwarzweiße und bunte Bänder im Knopfloch. Die schlanke Hausfrau stand noch einen Augenblick nachdenklich unter der Tür, dann schlüpfte sie auch hinüber.

Nur drei saßen noch am Kamin, der alte General von Riccius, Oberleutnant Grote und der Hausherr, der Leiter des Genesungsheims.

Der General fuhr mit dem Stock ins Feuer, daß die Funken sprühten. „Nun ja — genug damit; keine Grübeleien mehr, — die draußen wissen's besser und werden's schaffen. Daß unsereiner nur noch zurechtkommt, wenn es an den großen Kehraus geht! Bleiben wir noch eine Weile sitzen, Doktor?"

„Natürlich. Ich habe Bier aus der Wirtschaft holen lassen für die Herren, denen das erlaubt ist. Es wäre wohl die rechte Stunde."

„Ein vorzüglicher Mensch sind Sie. — Passen Sie auf, die haben das gehört —"

Im Wintergarten gab es einen Aufbruch. Aber es kam keiner herüber; die meisten humpelten hinaus, der in irgendeinen ruhigen Winkel, wo er schreiben konnte, der auf seine Stube, um sich bis zum Abend hinzustrecken und bequem zu ruhen.

„Lesen und schreiben mag ich nicht und schlafen kann ich jetzt nicht," sagte der General; „wie wär's, Grote? Erzählen Sie was. Sie haben doch immer eine Schnurre."

Der Angeredete lachte. — „Befehlen Herr General?"

„Jawohl, ich befehle."

„Ich habe aber gar nichts. — Doch, ja, ja . . ." Er sann zurück und lachte nicht mehr.

Ein flinkes Mädchen stellte den Krug und die Gläser auf und huschte wieder hinaus. Der Hausherr schenkte ein. Es schmeckte prächtig. Und der Oberleutnant strich sich den Bart und setzte sich in seinem Korbstuhl zurecht.

„Halt, — erst einen Titel, wie sich's gehört," rief der General, indem er eine neue Zigarre in Brand setzte.

Grote überlegte nur einen Augenblick.

„— Die Hexe von Beauregard —"

„Sapperment," brummte der alte Herr und stieß den Stock auf.

„Ich könnte sie auch die büßende Magdalena nennen," sagte der andre; und dann erzählte er:

„Das war in der Zeit, als wir bei dem großen Vorstoß zum erstenmal tief ins französische Gebiet kamen und für ein paar Tage ganz auf dem rechten Flügel die Spitze hielten. In unserm Dorfquartier war die Rede auf Straßburg gekommen, wo wir fast alle einmal gestanden hatten, und ich berichtete zum Spaß, wie wir als junge

Kerls in die Vogesen hinaufgefahren waren in der Meinung, wir müßten gleich hinter der Grenze die vielgerühmte französische Schönheit und Grazie finden, und was wir da hinter Saales für Abenteuer erlebt und für Enttäuschungen erfahren hatten.

Nun war da bei unserm Regiment ein Hauptmann von Seefeldt, der die zweite Kompagnie führte, ein toller Mensch und glänzender Frontoffizier. Junggeselle, ein drahtiger Kerl, der beste Kamerad und ausbündig wie der jüngste Leutnant. Er hielt sich auch von je zu den Jungen und hatte den Kopf voll lauter Streiche. Vom wütendsten Angriff, zu dem er mit der Zigarette und der Reitpeitsche vorstürmte, kam er mit einem trockenen Witz oder einem barocken Einfall wieder.

Der fuhr mir in die Rede und rief: „Na, wissen Sie, Grote, hier wäre es Ihnen auch nicht besser gegangen, bei dem schmutzigen Volk, das da in den französischen Dörfern haust. Schlechterdings nichts für einen Menschen von Geschmack."

„Sie sind doch der alte, Seefeldt, — auch im Felde," sagte unser Kommandeur ganz ruhig in das Gelächter hinein. „Übrigens brauchten Sie, glaube ich, gar nicht weit zu suchen . . . Ich habe mir erzählen lassen — Von wem hatten Sie es doch, Weitbrecht?"

Der Adjutant lachte: „Es ist so die Rede unter den Einwohnern hier, Herr Oberstleutnant —"

„Ach ja; also: — in dem Schlosse Beauregard da drüben vor uns soll eine Dame leben — wie hieß sie? —"

„Madame de Hauteville, Herr Oberstleutnant."

„Richtig, von Hauteville. Eine Frau, die als vorzügliche Schönheit und ausgesuchte Lebedame weit und breit bekannt ist. Ihre Feste im Frieden sollen berühmt, um nicht zu sagen

berüchtigt, gewesen sein, und jedenfalls soll sie ihren Witwenstand auf echt französische Weise zu genießen verstehen. Nicht wahr, lieber Weitbrecht?"

„Man sagt so, — ich weiß es nicht."

„Haben Sie sie selbst gesehen?" rief der Hauptmann und sah den Adjutanten mit seinen scharfen blauen Augen an.

Es gab ein großes Halloh. — „Bedaure," antwortete der.

„Dann braucht man sich ja nicht weiter drum zu kümmern," knurrte Seefeldt und zog die buschigen Brauen zusammen.

Der Kommandeur winkte mit einem nachsichtigen Lächeln. „Lassen Sie's gut sein mit dem Scherz. — Sie werden ja nicht in Versuchung kommen."

„Ein paar Rosen aus dem Schloßgarten wären immerhin einen Abendritt wert," trotzte er. — Und so ging es weiter unter den Jungen, als der Oberstleutnant längst nicht mehr darauf hörte.

Ich war keine zehn Schritte vom Haus in die Dorfgasse hinein, als ein bekannter Tritt hinter mir her klirrte und mich zwei feste Hände an den Schultern packten und umdrehten.

Seefeldt.

„Kamerad, — das machen wir. Ich bin in einer verfluchten Laune und muß wieder mal einen dummen Streich machen. Wir schlagen uns die Nacht um die Ohren. Einverstanden? — Wetten wir um die Rosen?"

Ich war dabei.

Die große Begeisterung ist eine schöne Sache, und ohne sie hätte uns der Teufel geholt. Aber wenn man sich draußen Tag um Tag durch Blut und Dreck arbeitet, geht's nicht immer bloß mit dem beherrschenden Gedanken und der

großen Sendung. Die Begeisterung muß Zähigkeit, Ausdauer, Tatkraft werden, sonst ist sie nichts wert. Und da braucht unsereiner in dem furchtbaren Ernst und dem schütternden Gang der Ereignisse ein Gegengewicht, wenn er frisch bleiben will. Dem Augenblicke zu leben heißt es, wo jeder Augenblick der letzte sein kann. Wurstigkeit — und ein Stück toller Überschwang, das ist unser Gegengewicht...

Also lachte ich von Herzen und fragte den Henker was danach, wie brave Leute hüben oder drüben die Sache deuteten.

Uns gefiel der Scherz, uns reizte nichts als die Gefahr. Die Dame von Hauteville war Nebensache — Anlaß und Vorwand ...

„Wenn Sie meinen, Herr Hauptmann?" sagte ich; „an mir soll's nicht fehlen."

„Prachtvoll, und gleich heute Abend. Außerdem ist die Sache dienstlich. Aufklärung, — verstehen Sie? In einer Stunde hier! Bis dahin bin ich mit meinen Kerls fertig. Pferde für die Burschen schaffe ich."

In der Abenddämmerung fanden wir uns vor dem Quartier zusammen. Da stießen wir auf den kleinen Fähnrich Tiefenbach, einen famosen Bengel und Allerweltskünstler, der uns im Kasino viel Kurzweil schuf. Der Hauptmannn hielt von je die Hand über den begabten Jungen, weil er der Sohn seines Bataillonskommandeurs aus den Straßburger Tagen war. Der kam uns gerade in den Wurf, als wir zu Pferde stiegen.

„Tiefenbach —, Sie kommen mit," rief der Hauptmann in einem Anfall wilder Laune. „Machen Sie, daß Sie einen Gaul kriegen."

Durch das Halbdunkel trabten wir die Waldstraße gegen Beauregard hinaus.

Wir kamen durch die Vorposten am Rande des Gehölzes. Die Wiesen lagen in Grau, Grillen schrien unablässig am Wege.

Nichts Verdächtiges, lautete die Meldung. Aber das Gelände war unübersichtlich, wir ritten getrennt und oft im Schritt. Kleine Gebüsche folgten dem Laufe des Baches, dann sprangen größere Waldstücke dunkel gegen den Weg vor.

Wir ließen die überflüssige Vorsicht bald fallen und ritten sorglos plaudernd auf der Straße weiter. Plötzlich stand das Schloß, aus dem Schleier der Gebüsche tretend, in scharfem Umriß vor uns. Ein kleiner Park nahm uns auf, und nun strahlten die hellen Fenster des Erdgeschosses auf einmal durch die Nacht.

Ein paar Minuten später waren wir die Gäste von Beauregard, — nein, die Eroberer eines wahren Märchenschlosses. Inmitten dieser Pracht und Verschwendung kamen wir uns vor wie die Germanen der Völkerwanderung auf einem römischen Landsitz.

Ein alter Kammerdiener, Verwalter oder Zeremonienmeister, eine wahre Lustspielfigur von Beaumarchais, empfing uns in der Vorhalle und führte uns drei abgeschabte, mit allen Spuren rauher Wirklichkeit behaftete Feldmenschen in diese Stätte verfeinerten Lebensbehagens. Da waren Mosaikböden und glänzende Marmorwände, auf denen das gedämpfte Licht purpurner Ampeln zitterte, — Teppiche und Gobelins, Möbel in dem entzückenden Stil des fünfzehnten Ludwig, Simse und Kamine, wo die köstlichsten Erzeugnisse der Kleinkunst mit heitrer Zufälligkeit verteilt waren, erlesene Gemälde, reizende Ruhelager vor bequemen Bücherständern, Lampen mit Überhängen von schillernder Seide, und alle Gegenstände des Gebrauchs von der feinsten

Form und dem edelsten Stoffe. — Nur daß der Trug der Übertreibung ganz leise jedem Dinge anzuhaften schien.

Patrouille. — Es kam uns gar nicht zum Bewußtsein, in welcher Lage wir waren. Weit voraus stand ja kein Feind —

Der Hauptmann klopfte dem alten Zeremonienmeister auf die Schulter:

„Morbleu! Sie sind ein tapferer Mann. Unser Besuch scheint Sie gar nicht zu überraschen."

Der Alte lächelte und machte eine sehr gewandte Verbeugung. „O, wir wußten schon — Madame hat die Herren erwartet."

Wir lachten herzlich und sahen uns an.

„So! — Dann sehen Sie zu, daß wir nicht zu lange warten. Es wird uns ungemein freuen, Madame kennen zu lernen."

Der Alte verschwand. Es dauerte aber sehr, sehr lange. — Inzwischen hatten wir Zeit, dieses glänzende und duftende Gemach, in das man uns geführt hatte, zu untersuchen. Es war ein Atem darin, als wäre die Herrin soeben noch durch diesen Raum gewandelt, als hätten ihre Glieder kaum erst auf jenem Fell geruht, ihr Ruf diese Goldschale leise erklingen lassen . . .

Der tolle Seefeldt hatte sich's neben dem kalten Kamin bequem gemacht, ich lief erwartungsvoll über die Teppiche hin und her. Der Fähnrich hatte sich an den Flügel gesetzt und spielte in seliger Versunkenheit das Lenzlied aus der Walküre.

„Donnerwetter, das dauert lange," sagte der Hauptmann, — „soll das eine Falle sein?"

„Ich habe unsern Burschen geheißen, daß sie die Pferde hinter den Park führen und gut auslugen," antwortete ich.

„Nicht nötig, — ich scherze ja nur . . .“

Und er stand auf und studierte die Radierungen an den Wänden und die Blätter und Bücher auf den niedlichen Tischchen.

„Sehen Sie doch mal zu, ob Sie kein Bild von ihr finden,“ lachte er, und wir suchten gemeinsam.

Es fand sich aber nichts, was mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Herrin des Hauses zu deuten gewesen wäre.

Zwischen den Landschaften aus der Schule von Fontainebleau und den Bildern aus dem Pariser Salon waren nur wenige Porträts zu entdecken. Zuletzt haftete mein Blick auf einem kleinen Pastell, das gerade im Lichte einer hohen Standlampe hing.

Es war ein Frauen- oder Mädchenkopf von einer stillen, ich könnte sagen frommen Schönheit; das zarte, wie aus Wellenschaum gebildete Antlitz und das weiche Kinn tauchten scheu aus einer dunkeln Hülle hervor, der ernste Mund war leicht, wie in Staunen, geöffnet, das Auge groß aufgeschlagen und gleichsam schmerzlich fragend aufwärts gerichtet. Eine Vestalin schien sie zu sein und doch zugleich in ihrer Lebenswahrheit ein Wesen, das im Lichte der Sonne wandelte.

„Hier,“ scherzte ich; „sollte sie das vielleicht sein?“

„Sie sind wohl des Teufels?“ brummte Seefeldt und schoß mir einen Blick zu, — „mit Ihren Späßen!“

Dann trat er einen Schritt zurück, stemmte die Hände in die Seiten und betrachtete sich das Bildchen mit sachverständigen Blicken. „Paßt schlecht hier herein,“ meinte er, „aber gut gemalt — ein ausgezeichnetes Stück. — Was denken Sie, wie sie d a z u gekommen ist?“

„Je nun, vielleicht eine Verwandte, die ins Kloster gegangen ist, damit der Himmel für die verlorene Seele eine

um so treuere hat. — Oder es ist überhaupt nur ein Gemälde, nur Phantasie." —

Wir stritten lebhaft darüber und traten dicht vor das Bild, um uns klar zu werden und um den Namen des Malers zu entdecken.

Der Fähnrich, der ganz in sein Spiel vertieft war, kümmerte sich nicht um uns. Feierlich klang jetzt vom Flügel her die große Botschaft der Walküre:

Siegmund — sieh auf mich! — Ich bin's, der bald du folgst —

Da brach er auf einmal so scharf ab, daß wir unwillkürlich herumfuhren.

Wir waren nicht mehr allein. Mit jäher Überraschung sahen wir es. Vor dem hellen Zugvorhang einer Seitentür — dessen leise Bewegung ihren Eintritt noch verriet — stand unbeweglich die Frau, deren Antlitz wir soeben dort im Bilde prüfend betrachtet hatten. Keine Ähnlichkeit mit den Pariser Puppen; Nordfranzösin, — schlank, doch in weiblicher Reife. Das dunkle, weiche Seidengewand nahm nichts von der fließenden Linie, und die Füße trugen sie so leicht, als habe sie eben im eiligen Laufe innegehalten. — Die Ähnlichkeit des Kopfes mit dem Bilde war gespenstisch, in dem kindlich runden Gesicht, das sie so jung machte, waren die Lippen ebenso geöffnet, der Blick ebenso mit banger Frage emporgerichtet. Und ein schwarzes Spitzentuch, das sie mit der einen verborgenen Hand dicht unter dem Kinn zusammenhielt, umschloß diesen Kopf mit nonnenhafter Strenge bis zur Stirn und zu den Wangen.

Ich weiß nicht, wie lange wir uns so betrachteten. — Da wandte sie das Auge unsicher von uns nach dem Fähnrich hinüber, der klirrend am Flügel aufgesprungen war, und wieder zu uns zurück. Und nun trat sie uns mit einer

offenen Bewegung ihrer von vielen Ringen glitzernden Hand entgegen.

„Madame! — Verzeihung. Wir machen unsern Besuch zu ungehöriger Stunde. Aber wir erfuhren zum Glück, daß wir nicht ganz ungelegen kommen, ja daß wir — erwartet worden sind . . ."

Seefeldt nannte seinen Namen und stellte uns beide vor.

Sie sah uns sehr genau aus ihren großen, schimmernden Augen an, jeden einzeln, ganz ohne Furcht, doch mit um so größerer Neugier. Der üppige Hauch ihres Parfüms schlug wie eine trunkene Welle herüber. Dann lächelte sie und gab uns ganz arglos die Hand.

„Ja, allerdings habe ich die Herren erwartet; nicht eben zu dieser Stunde, doch überhaupt erwartet. Um Sie zu sehen, bin ich geblieben, gerade deshalb, — als Ihre Annäherung alles in die Flucht riß. Aus Trotz, aus Selbstgewißheit, aus Lust am Außergewöhnlichen, gerade weil es eine Gefahr war. Vielleicht auch aus Sorge um mein geliebtes Beauregard. Ich habe doch sehen wollen, wie diese — Hunnen in Wirklichkeit sind, wie sie aussehen, was sie tun, und ob sie es wagen würden, in meiner Gegenwart dieses goldene Haus zugrunde zu richten."

„Und für sich selbst haben Madame nichts befürchtet, von den — Hunnen?"

„Oh —", sagte sie in einem Tone, der jeden Zweifel und jeden Scherz weit hinweg wies. In einem Ton des Bedauerns, möchte ich sagen — mit einem leisen Achselheben — „Aber kommen Sie, wenn ich bitten darf, das Souper wartet."

„Das Souper?"

„Nun ja, — sind Sie nicht meine Gäste? Ich hoffe, wir werden uns recht gut unterhalten."

Darauf sahen wir drei uns doch einen Augenblick bedenklich an. Was konnte in dieser Zeit alles geschehen! Man wußte von geheimen Anschlägen, von Patrouillen, die nicht wiedergekommen waren, und allerlei Legenden, die in der Truppe umgingen . . .

Aber der Trotz und Übermut war in uns, wir wollten hier weder zögern, noch verdächtigen.

„Ach was," sagte Seefeldt und verbeugte sich. „Wir nehmen die Gastfreundschaft mit Dank an."

Ach was, sagten wir auch für uns, — draußen stehen unsre braven Burschen, die sollen dann auch ihr Teil haben.

Aber wir hatten schon zu lange gezaudert, und über das Antlitz unsrer schönen Wirtin ging ein Ausdruck spöttischen Verstehens. — Sie neigte den Kopf und öffnete die Tür.

Der Tisch in dem kleinen Speisesaal zeigte vier Gedecke. Sehr nett. Wir kamen uns vor wie in der Garnison oder wie in einem idealen Quartier im Manöver . . . Der alte Zeremonienmeister glitt geräuschlos umher, ein paar niedliche Dinger, die ihre feurigsten Blicke warfen, bedienten uns.

Die Dame hatte das Spitzentuch von ihrem blonden Scheitel auf die Schultern gleiten lassen. — Wir plauderten und aßen.

„Sie müssen entschuldigen, daß Sie es nicht besser finden," sagte sie dann mit einem wehmütigen Lächeln, als sich die Dienstboten entfernten, „aber ich lebe seit langem ganz allein und ganz einfach —"

„Madame sind immer hier?"

„Ja, das ganze Jahr."

„Ist das nicht sehr einsam?"

„O ja, aber ich kann mich beschäftigen. Ich lese viel, ich liebe auch die Natur."

„Und Madame haben — immer so gelebt?"

Sie sah groß auf und lachte kurz. Dann sagte sie ernsthaft: „Man erzählt sich wohl —? — Nein, früher war es ganz anders, als mein Mann lebte und wir im Winter in Paris waren. Und dann — nun ja, dann auch noch einige Jahre, — ja dann war erst eine Zeit —"

Sie zuckte mit den Achseln und verzog die Mundwinkel: „Warum es leugnen? Ich habe das Leben sehr geliebt — und ich habe es getrunken. Vielleicht etwas zu rasch. Was ist die Ehe, wenn man mit sechzehn Jahren heiratet? — Es war nichts als ein Amüsement. — Mein Mann ist nach einer Gasterei in der Nachbarschaft im Schloßteich von Chateaurouge verunglückt. Sollte ich nun vielleicht mit neunzehn abschließen? — Man hatte mich in einem sehr heiligen Institut erzogen, und ich war bis zu meiner Vermählung so unwissend, wie meine große Puppe, die ich mir aufgehoben hatte . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne und atmete tief. Oder war es ein Seufzen? Dann sagte sie ganz ruhig:

„Ich sollte vielleicht davon nicht sprechen, am wenigsten vor Ihnen. Aber warum nicht? — Gerade vor Ihnen tue ich es. — Ich hatte meinen Mann, ehe wir verbunden wurden, angebetet wie einen papiernen Märchenprinzen in den Büchern, mit Überschwenglichkeit und Verzückung. — Eine einzige Stunde riß mich aus dieser Schwärmerei in die Wirklichkeit. Ich wußte nicht mehr wohin vor Schrecken und Grauen, mir fehlte jeder Anhalt, jeder Weg zur tieferen Wahrheit des Lebens. Und ich wäre ihn vielleicht auch mit diesem Manne vergeblich gegangen. Man hatte mir, um mir das Natürliche des Lebens zu verbergen, das Leben selbst und alle seine Echtheiten genommen und mir ein Scheinbild, das jetzt in nichts zerfloß, dafür gegeben. Mir alles Vorent-

haltene zu schenken, hätte nur mein Mann vermocht, ich allein konnte es nicht, dazu war es zu spät. — Aber er war dazu nicht imstande . . . Sie müssen nicht glauben, daß ich mir das damals, bei jenem ersten Erwachen, hätte sagen können. Das ist erst die Frucht der letzten Jahre. Damals wußte ich nur, daß mein ganzes bisheriges Leben und alles, was man mich gelehrt hatte, ein Betrug war und daß nichts wirklich war, als der Rausch, den ich kennen gelernt hatte und der mich selbst dahinriß. Mit wütendem Jubel stürmte ich über das leere, zerbrochene Leben hinweg. — So haben wir die paar Jahre gelebt in Tand, Flitter und Taumel. Die Hälfte meines Wesens wollte es so, die andre, von der ich nicht wußte und die nie geweckt worden war, lag in Schlummer, in nächtlichem Schatten. — Dann sah ich meinen Mann tot, mitten aus seinem Vergnügen über die dunkle Schwelle hingetaumelt. Ich erschrak vor ihm, sein Anzug triefte und seine Wäsche war zerweicht, in seinem Haare hing der übelriechende Teichschlamm... Ekelhaft —"

Sie hielt wieder ein und wartete, da die Mädchen die Teller abtrugen und Konfekt aufsetzten.

Dann sagte sie sehr bestimmt und eindringlich: „Ich konnte nicht trauern, wie man es hätte erwarten dürfen; wir hatten nie einen Zwist gehabt, aber ich konnte nicht. — Ich fürchtete mich bloß, weil ich niemand mehr hatte, mit dem ich mich amüsieren konnte, ich ängstigte mich, daß ich nun, ehe ich zwanzig war, in die Nacht und Verlassenheit des Witwenstandes verstoßen sein und vielleicht viele Jahre, vielleicht umsonst auf einen Befreier warten sollte. So sehr hing ich an dem Leben, das wir geführt hatten, so ganz war es mir zum Bedürfnis, zum Leben überhaupt geworden. Und dabei fing ich erst an zu reifen, erst die Arme nach der Welt auszustrecken — frei, ganz frei!"

Sie brach plötzlich ab, als erschräke sie vor ihrem Freimut.

Wir schwiegen; einer sah es dem anderen an, wie er sich bemühte, etwas zu sagen, wo doch jedes Wort unmöglich war.

Im Grunde war es unerhört, daß sie so zu uns sprach. Aber bei der Art, wie sie es tat, kam es gar nicht zum Bewußtsein. Weshalb erzählte sie das alles? Aus Frivolität? Aber ihr ernstes Kindergesicht ließ den Gedanken gar nicht aufkommen. Aus wirklicher Aufrichtigkeit? Oder aus dem Bedürfnis nach einer Art Buße, die sie sich auferlegte? Das hätte zu ihrem nonnenhaften Wesen am besten gestimmt.

Sie empfand selbst die Peinlichkeit der Pause. Ein wenig zurückgelehnt, die Augen abwärts gerichtet, sprach sie nun sehr rasch und leise weiter.

„Nein, ich trauerte nicht, ich konnte es nicht. Ich lebte. Mein Mann hatte es getan, als er neben mir ging; warum sollte ich es nicht ohne ihn? Man hat die abenteuerlichsten Dinge über Beauregard erzählt, — oh! — Aber das sind Märchen. Ich habe der einzigen Wahrhaftigkeit gelebt, die ich kannte, der Wahrhaftigkeit des Genusses, — rückhaltlos, ohne Zaum und Zügel, ohne Reue und Bedenken. — So, da ist es gesagt. Das war die Zeit meiner Freuden und Feste. — Aber man schlürft den Becher aus, wenn man so gierig trinkt. — Fünf Jahre waren es. Dann erwachte ich, wie Magdalena, und trieb alle fort, die mir bis dahin unentbehrlich waren. Vielleicht wollte das andere Teil meines Wesens nicht länger hungern . . . Für mich gab es nur unvereinbare Gegensätze; deshalb griff ich nach den alten Lügen meiner Kindheit zurück, ob sie mir nun zu Wahrheiten würden. Sie taten es nicht. Ich weiß

heute, daß ich auch da nur Steine fand statt des Brotes. Aber ich wollte mir das nicht eingestehen, ich wandelte meinen neuen Weg mit Ernst und Strenge. Was hätte mir auch die rasche Erkenntnis genützt? Der andere Weg war zu Ende gegangen, der Becher leer. — Eins ist mir doch wenigstens geworden, — äußere Ruhe, Beschäftigung mit mir selbst und mit Dingen, die es wert sind, daß man sich mit ihnen abgibt. Wie lange? Für immer? Ich weiß nicht, ich fürchte mich vor meinen Gegensätzen, vor meiner Zukunft, vor dem Denken an beide. Aber mit nur um so süßerem Wohlgefühl fröhne ich meiner Einsamkeit . . ."

Allmählich war ein feines Rot auf ihren Wangen aufgeglüht, wie sie sprach, — von der Hastigkeit der Rede oder von tieferer Erregung hervorgebracht.

„Ihre Einsamkeit, Madame? — die wir nun so grausam unterbrochen haben," sagte ich mit einem Aufatmen der Erleichterung, daß doch wieder ein Gespräch möglich war.

„O bitte," entgegnete sie schnell, „ich habe Sie ja erwartet."

„Geben Sie dem Kriege die Schuld, nicht uns," rief Seefeldt und erhob das Glas und schlürfte es aus.

„Ach, der Krieg —", warf sie hin, als spräche sie von einem Dinge, das für sie kaum mehr als ein Name wäre.

Der gute Seefeldt war ganz außer sich darüber. Dieser Soldat mit dem harten Kopfe und dem empfindlichen Herzen verstand eine solche Mißachtung der ungeheuerlichsten Ereignisse, die uns alle erschütterten, nicht. Diese lässige Gleichgültigkeit brachte ihn mehr auf, als es eine frivole weibliche Neugier gekonnte hätte.

„Der Krieg —!" sagte er erregt. „Sie sprechen davon

in einem Tone — als wäre das irgendein neues Spektakelstück, das Sie nicht interessierte —"

„O durchaus nicht," versetzte sie im Augenblick und schnellte in die Höhe. „Aber dieser Krieg . . . Ich bin Royalistin. Mein Großvater hat als junger Mann noch unter Ludwig Philipp gedient. Wir sind immer Royalisten gewesen. — Wer hat diesen Krieg gemacht? Die Schreier, die Radikalen, die Advokaten. — Was ist das für ein Ministerium? Ich bin eine gute Französin. Aber was ist da zu hoffen; wie soll ich mich dafür begeistern —?"

Hierüber entspann sich sogleich das lebhafteste Gespräch. Der rote Wein funkelte in den Gläsern und machte die Lippen beredt, sein feiner Hauch lag in der Luft, die wir atmeten.

Die Dame war aufgestanden, um uns irgend etwas zu zeigen oder etwas zu holen; nun lehnte sie nachlässig am Kamin und sprach eifrig weiter. Ich war erstaunt, als ich unversehens zu ihr hinüber blickte: nichts in ihrem Anblick hatte sich verändert, aber diese nonnenhafte Strenge war ganz leise, ganz allmählich im Laufe der regen Unterhaltung zurückgetreten, — nein, wie soll ich sagen? Sie war gleichsam durchsichtig geworden, in dem jungen, kindlich runden Gesicht lag nun die ganze Erfahrung eines bewußten Genußlebens ausgedrückt, und doch täuschte das süßbetörende Lächeln, das ganz Unschuld zu sein schien, sogleich wieder mühelos darüber hinweg. Man mußte, — aber man glaubte nicht, man konnte gar nicht glauben.

Sie hatte während der ganzen Zeit ihre Worte fast ausschließlich an den Hauptmann und mich gerichtet, aus Höflichkeit gegen den Rang; aber nun wandte sie, als würde ihr der Fehler bewußt, den glänzenden Blick flüchtig nach unserem Fähnrich hinüber.

„Sie beteiligen sich nicht," sagte sie unvermittelt, „ich fürchte, Sie langweilen sich in meinem Hause."

Der gute Junge, der wirklich zumeist geschwiegen hatte, war ganz verwirrt. Er wechselte die Farbe und beteuerte, daß er sich ausgezeichnet unterhalten habe.

Seefeldt klopfte ihm auf die Schulter und scherzte:

„Er steht unter meinem Befehl, Madame, und ich versichere, das ist nur die Rücksicht — Vielleicht auch die Erwartung, wer von uns beiden die Rose mitbringt —"

Er war in seiner keckſten Laune und atmete die ganze Freiheit dieser gefährlichen Stunde.

„Die Rose?" fragte sie erstaunt, „welche Rose —"

Wir lachten von Herzen und nur um so heller, je mehr sie sich verwunderte. Irgend etwas mußte zur Aufklärung geschehen, und in der waghalsig-erhobenen Stimmung, in der wir waren, machte es uns Vergnügen, den wahren Sachverhalt zu erzählen. Einer nahm dem andern das Wort vom Munde.

„Madame, die Sache ist einfach. Stellen Sie sich vor, nach dem, was die Welt von Frankreich erzählt, — wie enttäuscht wir da waren —"

„Ja, und da hörten wir auf einmal von Beauregard —"

„Und von allerlei, was uns neugierig machte, und es gab Leute, die das nicht glaubten —"

„Krieg ist Krieg. Tollheit und Wagnis. Wir sagten uns zu, daß wir mit eigenen Augen sehen wollten, und wär's nur um ein paar Rosen aus dem Schloßgarten von Beauregard!"

Sie stand einen Augenblick ganz still und ernst, so daß wir wirklich im Zweifel waren, ob sie beleidigt sei. Aber dann, als sie merkte, daß ihr's gelang, uns stutzen zu machen, klatschte sie in die Hände.

„Das ist neu; das ist wirklich kühn. Aber Sie sind zu dreien: Ein Parisurteil mit umgekehrten Rollen; eine Göttin und drei Hirten, oder eine Hirtin und drei Götter, wie Sie wollen!"

Und nun, als wollte sie dem Scherz die Krone aufsetzen, stellte sie sich ernsthaft vor uns und betrachtete uns mit prüfenden Blicken. Zuerst Seefeldt — dann mich — dann noch einmal Seefeldt lange, als ob sie überlegte, zweifelte. — Und mit einem Male, mit einer unglaublich raschen Bewegung, trat sie dicht neben unsern Fähnrich, schlang ihre beiden Arme um seinen Kopf und drückte ihn fest an ihre Brust. Über den erstaunten und ganz erschrockenen Jungen hinweg gingen ihre lachenden Blicke zu uns herüber.

Es war das Werk von Sekunden. Nur ein paar Herzschläge lang war er so gefangen, dann löste sie die sanfte Klammer und trat hinweg, ohne ihn mehr zu beachten.

„Es ist wirklich schwer," sagte sie ganz ruhig, „und ich möchte keinen von Ihnen beiden, die Sie auf den Preis gerechnet haben, betrüben."

Und sie hob den Strauß frischer Rosen, der auf dem Tische stand, aus dem Kristallkelch, teilte ihn in zwei Teile und gab mit der Linken mir, mit der Rechten dem Hauptmann, einem jeden die Hälfte.

Die List dieser schönen Schlange war so unfaßlich, daß wir uns ihrer nicht einmal selbst bewußt wurden. So geschickt glitt sie über das, was uns alle eben überrascht hatte, hinweg und machte es fast vergessen.

Wir sprangen auf und dankten.

„Aber Sie bringen sich selbst in Verlegenheit, Madame," rief Seefeldt, liebenswürdig, und doch ein wenig verdutzt. „Wenn Sie uns als Gäste so auszeichnen, was wollen Sie Ihren französischen Offizieren schenken?"

„O," sagte sie nur mit einer bezeichnenden Gebärde.

„Und was erst den englischen, Ihren sehr verehrten Bundesgenossen?" fuhr ich lachend heraus.

Da wurde sie erst sehr böse, aber dann lachte sie auf, schüttelte heftig den Kopf und rief:

„Die Engländer? Die unsre Städte beherrschen, als hätten sie sie erobert? O, ich mag sie nicht; wir alle mögen sie nicht, wir, — wer in Frankreich noch etwas weiß und ein wenig Geschmack hat. Ich habe sie einmal gesehen, in Dieppe, vor dem Kriege; es waren da gewisse, die schon immer über den Kanal kamen. Man erzählte sich, daß diese jungen Leute zur besten Gesellschaft gehörten; aber sie konnten nichts, gar nichts, als den ganzen Tag Fußball spielen. Ich hasse dieses Spiel. Und sie hatten Füße davon bekommen, — wahrhaft englische Füße, glauben Sie mir. — Das scheint etwas Äußerliches, aber es ist das Wesen. Diese Leute spielen Fußball mit den Völkern der Erde, und sie haben mit ihren Füßen alles totgetrampelt, was schön, liebenswert und menschenwürdig ist —"

Sie hatte zuletzt ganz aufgeregt gesprochen. Denn sie haßte die Engländer wirklich. Aber sie wurde sogleich wieder vergnügt, als sie sah, welche Heiterkeit ihre Schilderung bei uns entfesselte.

Wir unterhielten uns noch sehr aufgeräumt, und unser Fähnrich, der eine Weile gebraucht hatte, um sich wieder zusammenzufinden, getraute sich auch heraus.

Dann schieden wir in der besten Laune.

„Au revoir," sagte die schöne Dame zu uns, als wir im Vorzimmer standen.

„Vielleicht früher, als Sie glauben, Madame," erwiderte Seefeldt mit seiner elegantesten Verbeugung.

„Au revoir," sagte sie noch einmal sehr leise, indem sie

unserm Fähnrich die Hand gab und einen Blick auf ihn heftete, als wollte sie seine Seele austrinken . . .

Unsere Burschen waren schnell bei der Hand. Ihnen war es nicht schlechter gegangen als uns. Sie hatten einander abgelöst und bei den Mädchen draußen ihren Anteil an der Küche geschnappt.

Lautlos war die Nacht, die Sterne glühten aus der tiefen Bläue. Ein seltsam frischer Hauch rührte uns an nach dem Dunst von Wein und Wohlgerüchen. Der Tritt der Pferde und ihr leises Prusten stimmte so gut hinein.

Dreihundert Meter ging's im Schritt. Dann setzten wir an zum Trabe.

„Was Teufel auf Wiedersehen!" rief Seefeldt und schleuderte seine Malmaisons in weitem Bogen aufs lockere Feld. „Ein vorzüglicher Spaß, — ein Austun für Leib und Seele. Aber nun wieder Feind gegen Feind! — Bringen Sie ihre Rosen heim, Grote, daß Sie was haben vor den Kameraden."

„Jenun," sagte ich: — „ich fürchte nur, sie entblättern bis hinüber, sie sind diesen frischen Osthauch nicht gewöhnt."

Der Fähnrich trabte eine Pferdelänge hinter uns. Er hustete leise; aber er sagte kein Wort."

*

Der Erzähler hielt ein: Dann sagte er ruhig, in einem ganz andern Tone:

„Das war damals. — Jetzt ist der tolle Seefeldt auch schon lange gefallen, an der Yser, in einem wilden Nachtkampf —"

Das kurze Wort der Erinnerung heischte Schweigen. Aber der General trieb die ernste Stimmung mit Gewalt von dannen.

„Nun?" sagte er, „und Ihre Magdalena? — war das alles?"

„Nein," antwortete der Oberleutnant, „es war nur der erste Teil des Dramas . . ."

Draußen im Wintergarten war es ganz still geworden. — Dunkelheit kroch aus allen Ecken. Der Hausherr ging, das Licht anzudrehen.

„Nichts da," rief der General, „im Dunkel hört sich's feiner; — das Feuer da drin ist genug. — Und nun Ihren zweiten Teil. Ist es eine Komödie oder eine Tragödie?"

„Ein Schauspiel. Vielleicht ein Tragikomödie," sagte Grote, den Blick in die trübe Glut gerichtet. Und dann erzählte er weiter:

*

„Die Kameraden waren hinter die Sache gekommen, ich weiß nicht wie. Wir brachten Sie zur Verzweiflung mit einem vieldeutigen Bericht. Als sie mit uns nicht ins Reine kamen, wandten sie sich an unsern Fähnrich; aber der war noch orakelhafter als wir und ließ sich nicht ausholen. Da wünschten sie uns zu allen Teufeln und ließen uns in Frieden.

Die nächsten Tage brachten uns viel langweiligen Dienst, daß ich Zeit hatte, über die Geschichte nachzudenken.

Es war kein Verrat an den treuen Herzen zu Haus, daß wir da hinübergeritten waren auf ein lockendes Gerücht hin, und auch keine rücksichtslose Herausforderung an fremdes Wesen. — Aber eine wunderliche Geschichte schien mir's nun, als ich's bei ruhigem Blute überlegte.

Wir waren anders zurückgekehrt, als wir hinausgeritten waren, gerade weil es so verlaufen war. — Ich für mein Teil wenigstens, und bei dem Hauptmann schien mir's nicht

besser, wenn er auch mit ein paar herben Witzen drüber wegging. Auf das Milchgesicht von Fähnrich kam nichts an.

Wir hatten in der Laune, in der wir gewesen waren, eine Circe zu sehen erwartet, und eine Nonne gefunden, und dann war dahinter wirklich eine Circe hervorgekommen. Und doch wieder nicht. Eine Frau, die ihr Schicksal auf den Weg leichtsinniger Abenteuer geführt hatte, die dann umgeschlagen war in ein äußerliches Einsiedlertum, und die hier und dort in dumpfem Gefühl nach etwas anderem rang, was sie doch mit ihrer Kraft niemals erfassen, niemals erreichen konnte.

Gleichviel. Die Sache war erledigt. Keiner dachte daran, den Besuch zu wiederholen.

Da meldeten am zweiten Nachmittag darauf, kurz vor Abend, unsre Leute herein, es sei vorn nicht mehr ganz richtig. Genaues erfuhren wir nicht. Schließlich kam ein Flieger zurück, und es hieß, er habe Nachricht von einer weitausholenden Bewegung großer feindlicher Heeresmassen gebracht.

Unsere Kavallerie ging weit nach Nordwesten vor. Als es dunkelte, erhielten wir Befehl zu einer Erkundung gerade voraus. Gegen Beauregard!

„Doch wieder!" sagte Seefeldt und schüttelte mir die Hand, als wir aufbrachen. Er lachte auch, aber nur einen Augenblick, dann hatte er die Erinnerung schon über der Aufgabe vergessen.

Diesmal ging's zu Fuße. Wir hatten eine kleine ausgewählte Mannschaft unter guten Führern auf beiden Seiten und ein paar fixe Kerle knapp hinter uns. Wir zwei gingen zusammen und sahen bald keinen Menschen mehr in der dunstigen Nacht. Nur das leise Geräusch seitwärts war zu

hören und ab und zu ein Klirren unserer eigenen Säbel, wenn wir auf dem Wege anstreiften.

Da sagte Seefeldt plötzlich, als wir eine lange Weile so in Schweigen gegangen waren:

„Hier war etwas, rechts am Graben, bei der Schlehenhecke."

Wir standen und lauschten.

„Nichts," antwortete ich und wollte weiter.

„Doch," gab er zurück und funkelte mit seinen Luchsaugen in die Finsternis, „ich habe die Bewegung genau gesehen."

Zwei Schritte vor, den Revolver hochgerissen. „Heraus! — Wer da?"

Eine Gestalt sprang aus dem Graben vor uns hin.

„Tiefenbach, Himmeldonner —", knirschte Seefeldt und packte den Fähnrich an der Schulter. „Der Kuckuck soll Sie holen, was machen Sie hier?"

Der Junge war nicht mit uns ausgerückt.

Mir war, als könnte ich in der Dunkelheit sehen, wie blaß er war.

„Verzeihen, Herr Hauptmann —"

„Was, zum Teufel? antworten Sie! woher, wohin?"

Er stand stramm. „Hinüber —," sagte er ganz leise.

Uns ging ein Licht auf.

„Ah —", sagte Seefeldt lang gedehnt und ließ ihn los. Aber dann, während noch der Ärger im Ton seiner Stimme klang, warf er hin: „Sie können von Glück sagen, in der nächsten Sekunde hätten Sie meine Kugel in den Rippen gehabt. — Hinüber also, allein? Was soll das heißen?"

Der Junge stand einen Augenblick wie eine Bildsäule. Dann meldete er knapp, und ich hörte, wie es ihn würgte:

„Ich bin gestern bereits drüben gewesen."

„Sind Sie verrückt?" stieß der Hauptmann hervor. Aber es war aus dem Jungen nichts weiter herauszubringen.

„Nun, darüber ist jetzt nicht zu reden. Sie haben jetzt dienstlich Gelegenheit. — Vorwärts."

Und wir gingen den Weg weiter. Kein Wort fiel mehr.

Nach einer guten Stunde lösten sich die Wipfel des Parks von Beauregard, noch schwärzer als die Nacht, aus dem tiefen Dunkel.

Da hörten wir Stimmen vor uns. — Ein französischer Wachtposten schlenderte gemächlich, das Gewehr im Arm, am Feldweg auf und ab, und ein paar andre, die nicht erkennbar waren, schienen sich's am Boden bequem gemacht zu haben.

Im Augenblick war die Mannschaft seitwärts benachrichtigt, zurückzubleiben und sich bereit zu halten. — Wir drei glitten, nur von ebensovielen unsrer Leute begleitet, an einer Hecke entlang in den Rücken des Postens und drangen in den Park. Dort war kein Laut mehr zu hören. Sie schienen sorglos nur wenige Wachen ausgestellt zu haben, weil es eben so sein mußte.

Es war so pechfinster da drin, daß wir uns nahe zusammenhalten mußten, um einander nicht zu verlieren. Wir rannten gegen die Stämme und stießen an Bänke und Geländer. Seefeldt fluchte mit unterdrückter Stimme. Wir zogen die Säbel und machten die Schußwaffen fertig.

Als wir aus den Bäumen herauskamen und um das Gewächshaus bogen, stand plötzlich das Schloß vor uns, und ein Gewirr von lebhaften Stimmen schlug uns entgegen. Die Fenster des Erdgeschosses standen weit geöffnet. Wir konnten den ganzen Speisesaal übersehen.

Im flimmernden Lichte des Kronleuchters saß da eine Anzahl französischer Offiziere in lauter Unterhaltung bei

der Tafel. Die Diener liefen emsig hin und her, der Champagner floß in Strömen.

Und obenan saß, den Arm um ein bildschönes, etwa siebenjähriges Mädchen geschlungen, die Circe von Beauregard, Madame Madeleine —

Sie trug ein schillerndes Kleid und war wie zum Feste geschmückt, nichts mahnte mehr an die nonnenhafte Gestalt von ehedem. Aber sie schien unaufmerksam, in sich gekehrt und ganz mit sich selbst beschäftigt. Sie schwieg und antwortete auf die galanten Anreden nur mit einer gekünstelten Gebärde, ihr Gesicht war blaß und ernst, ihre Brauen dicht zusammengezogen. Sie schien eine große Unruhe zu verbergen, es war, als lausche sie hinaus, als warte sie auf etwas, was sie doch fürchtete . . . Diese Gäste, die plötzlich auf einer Erkundung eingebrochen waren, schienen es nicht zu sein, für die sie sich geschmückt hatte.

Seefeldt achtete der Dame nicht. Er überflog mit heißen Augen die Reihe der Offiziere da drinnen. „Ein ganzes Nest," flüsterte er. „Ein guter Fang — Vorwärts."

Ich merkte, wie der Fähnrich neben mir vor Aufregung zitterte. „Kriechen Sie zurück," raunte ich ihm zu, „die Leute sollen vorgehen."

„Unsinn," rief der Hauptmann leise; „brauchen wir nicht, — keine Zeit verlieren. Das bringen wir allein — Die drei Kerls bleiben hier vor den Fenstern —"

In ein paar Sätzen waren wir hinüber, die Vortreppe hinauf und unter der Tür des Saals.

„Halt!" donnerte Seefeldt über die erstaunte Gesellschaft, deren Gespräch mit einem Schlage abgerissen war. „Sie sind gefangen, meine Herren! Niemand bewegt sich; wer die Waffe anrührt, ist ein Kind des Todes."

Die Franzosen starrten auf unsre drei erhobenen Re-

volver. Es war ein abenteuerliches Bild, wie sie dasaßen, jeder mit einem Ausdruck —! drohend, entsetzt, mit aufgerissenen Augen, in jäh versteinerter Bewegung.

„Die Waffen ablegen," schrillte die helle Stimme unsres Führers in die lautlose Stille.

Da sprang der französische Oberst, eine kraftvolle Gestalt mit dem Kopf eines Mac Mahon, von seinem Sessel, und auf das Zeichen stürmten alle auf, sich zu verteidigen, durchzubrechen. Mit einem Male wildes Geräusch, wütender Tumult. Schüsse fielen, die Klingen blitzten im Lichte.

Die Lage war kritisch. Noch einmal wichen sie vor unsrer Entschlossenheit zurück. Dann stürzten sie von neuem vor, der Kampf zog sich in den Vorraum, wo wir ihnen den Ausgang wehrten. Einer, der sich durchs Fenster schwingen wollte, stürzte, von den Kugeln unsrer Posten getroffen, kopfüber in den Garten. Ich sah noch, wie die Herrin, die bei unserm Eintritt aufgefahren war, ihr Kind in die Tiefe des Saales zurückriß und selber dort Schutz suchte. Aber dann verschwand sie hinter den Gestalten unsrer drei braven Jungs, die sich durch die Fenster in den Saal schwangen.

Als sich die Franzosen auch im Rücken gefaßt sahen, gaben sie jeden Widerstand auf und unterwarfen sich. Zudem war unsre zurückgehaltene Mannschaft draußen auf die Schüsse vorgestürmt und hatte mit den wenigen französischen Posten leichtes Spiel gehabt.

Als der feindliche Oberst den blanken Degen anbot, sah ich frisches rotes Blut daran . . .

Unser Fähnrich lag hingestreckt an der Marmorwand des Vorhauses, schlaff, völlig ohne Bewegung. Er hatte, nachdem er im Handgemenge den Helm verloren, einen furchtbaren Hieb über den entblößten Kopf erhalten. Die Wunde klaffte, das Blut war über Stirn und Augen hin-

weggeströmt und bildete eine breite Lache auf dem bunten Mosaik. — Seine Rechte hielt noch die Klinge, die Linke war wild zusammengekrampft, das Gesicht starr und wachsgelb.

Ich sah wie der Hauptmann denselben raschen, finstern Seitenblick nach dem Gestürzten sandte, mit dem ich selber ihn angesehen hatte. Aber hier war keine Zeit, jetzt galt es, die Gefangenen zu entwaffnen, jetzt war unsre Sicherheit das erste.

Da trat, als der Tumult verstummte, die Dame Madeleine aus dem verödeten Festsaal, den Arm schützend über das Mädchen gelegt, das sich weinend an sie preßte. Sie ging aufgerichtet, aber das leise Beben ihrer Gestalt, die Blässe ihres Gesichts und die angstvoll aufgeschlagenen Augen verrieten ihre Aufregung.

„Sie sind frei, Madame," sagte der Hauptmann achtungsvoll.

Wir wichen zur Seite, Sieger und Gefangene, um ihr einen Weg durch unsre Reihen nach ihren Zimmern freizugeben. Langsam, ohne ein Wort, ohne ein Zucken ihrer Züge schritt sie hindurch.

Da fiel plötzlich ihr Auge auf die hingeworfene Gestalt unsres Kameraden. Nie habe ich einen Menschen so furchtbar erschrecken sehen. Da lag er, den die von Leben und Lust enttäuschte und übersättigte Tochter der Welt, die Frau mit dem hungernden Herzen, allein erwartet hatte.

Sie stockte, während sich alles Entsetzen auf ihrem Antlitz malte, sie umfaßte sein blutiges Bild mit qualvollem Blicke, — und schauerte doch davor zurück, ihn zu berühren, den rinnenden Strom seines Lebens aufzuhalten. Sie setzte an, mit unsicherem Fuße vorbeizugehen, und konnte es nicht —

In wenigen Augenblicken war alles geschehen. Ich kam zur Besinnung. „Untersuchen, verbinden," befahl ich und wollte mich niederbeugen.

Da hatte der wilde Schmerz ihre Erstarrung gebrochen. — „O mon ami! o mon pauvre bel enfant!" schrie sie mit gellender Stimme und warf sich, die Anwesenheit ihrer Landsleute nicht achtend, des eignen Kindes vergessend, neben dem Regungslosen auf die Knie. Sie faßte sein Haupt mit ihren zitternden Händen und sah nicht, wie das Blut ihr festliches Gewand benetzte.

„Lassen Sie uns —," rief ich, „wir wollen sehen, ob es noch Zeit ist. Oder helfen Sie, wenn Sie dazu bereit sind."

Aber sie hörte, jammernd und sinnlose Worte lallend, nicht darauf. Der wilde Ausbruch eines Gefühls, das sie ganz erfüllte, nahm jeden klaren Gedanken hinweg. Sie riß die weißen Rosen von ihrer Brust und warf sie auf ihn.

„Tot!" rief sie mit irrem, krampfhaftem Lachen und Weinen und sprang auf und taumelte wie eine Nachtwandlerin nach der Treppe und die Stufen empor, während sich das erschrockene Kind an sie anklammerte. Wir hörten, wie droben eine Tür zuschlug, ein Schlüssel kreischte.

Unsre Gefangenen wurden abgeführt. Von den Mädchen im Hause bekamen wir Leinen. Ein leichter Karren war zur Stelle. Dann gingen wir mit unserm stummen Kameraden zurück. Wir wußten selbst nicht, ob er tot war oder nur durch den Hieb und den schweren Blutverlust bewußtlos.

Der Feldarzt nahm ihn drüben sofort in seine Hände.

Seefeldt und ich kamen abwechselnd und boten unsre Dienste an. Der Doktor ließ aber keinen heran.

„Zum Abschnappen," sagte er endlich und zuckte die

Achseln; „ein Fünkchen ist noch drin, aber es ist mehr als ungewiß, ob es gelingt, es zu erhalten."

Es gelang doch. Nach grauen, tödlichen Nachtstunden, als der rote Morgen heraufglomm, hatte das Fünkchen Leben, das so lange, wie im Entfliehen, gezittert hatte, sich besonnen, daß es in dem jungen Körper bleiben wollte. Nun mußte es behütet und angefacht werden. — Die Wunde war scheußlich schwer, Knochensplitter und ein Loch bis auf die Hirnhaut durch. Aber der Doktor machte sein Meisterstück. Und daneben erhielt er den Besinnungslosen mit dem bißchen Milch und Kognak, das er ihm über die Lippen brachte. — Nach einer Woche konnte der Junge rückwärts ins Etappenlazarett geschafft werden, dort kam er erst zum vollen Bewußtsein"

*

Der Oberleutnant schwieg. — Draußen fuhr der Wind von den Abhängen des Inselberges nieder, über die alten, in Schnee begrabenen Wälder, und sein großes Rauschen erstickte den Klagelaut stöhnender Äste, die müde gegen die Fenster schlugen. — Um die zuckenden Flammen des Kamins saßen die Männer, deren verzerrte Schatten nun an der Wand hin, nun über die niedrige Decke fuhren.

„Zu Ende?" fragte der Hausherr; — und da er ein Künstler und Psycholog war, setzte er unbefriedigt hinzu: „Haben Sie noch etwas über die Hexe von Beauregard erfahren?"

„Wenig," antwortete Grote ruhig, „aber doch genug, um alles zu wissen. — Als Lille das erstemal besetzt war, hielt ich mich dort ein paar Tage als Leichtverwundeter auf, mit einem Streifschuß am Fuß. Da sah ich sie einmal in der Stadt in Begleitung eines weißhaarigen, sehr würdigen

Herrn an mir vorüberstreifen, ohne daß sie mich erkannte. Sie war in tiefer Trauer und sehr blaß. Aber diese Tracht, die mit der größten Berechnung gearbeitet war, stand ihr vorzüglich. Totschick, mußte man sagen. — Ich weiß nicht, ob irgendein Mitglied der Familie gefallen war. Aber ich glaube bestimmt, daß sie um den trauerte, den sie in ihrem Hause bejammert hatte und für tot hielt."

Er machte eine Pause. „Aber das ist noch nicht alles," sagte er dann. „Der Landstrich geriet ja noch einmal in feindliche Hand. Als es nach dem Fall von Antwerpen überall vorwärts ging, kam unser Regiment wieder in die Nähe von Beauregard, drei Meilen südwärts davon. Dort hinüber konnte ich nicht, ich hätte es auch nicht gewollt. Aber ich erkundigte mich in unsrer Gegend und erfuhr da Seltsames genug: Sie war in Beauregard geblieben, — auch als der Feind dieses Gebiet besetzte, um hier Widerstand zu leisten. Kurz darauf schoß sie in ihrem Hause einen Engländer nieder, der ihr Herrenrecht nicht achtete, sich rüpelhaft betrug und ihre Kunstschätze und Reichtümer gewaltsam in seine Obhut nehmen wollte, um sie über den Kanal zu befördern. Sie flüchtete dann, von einflußreichen Personen unterstützt, in die Schweiz und soll dort, nachdem sie ihr Töchterchen in ein Stift gegeben und diesem den größten Teil ihres Vermögens zugewendet hatte, in ein Kloster bei Neufchatel getreten sein. Ich bin überzeugt, daß diese Nachricht zutrifft. Es wäre die folgerichtige Besiegelung dieses sonderbaren Lebens."

„Sie können einen wirklich in Atem bringen mit ihren verteufelten Geschichten," lobte der alte General wohlgefällig und streckte die Füße gegen das Feuer. Aber im Grunde genommen hatte er nichts für derlei psychologische Spürnasereien übrig. „Na, was hat denn dann der Junge

gemacht? Ihr Fähnrich, meine ich, hat er sich wieder aufgekrabbelt?" Es war ein gewisses dienstliches Wohlwollen in der Frage.

„O ja, der wohl," sagte Grote mit herzlichem Vergnügen. „Ich habe ihn zweimal im Lazarett besucht. Das erstemal hatte er das Schlimmste gerade überstanden und fing an, sich ins Leben zurückzufinden. Aber greulich sah er aus, — eingefallen wie der Tod, und Hände wie ein Spinnweb. — Da konnte er den guten Geist brauchen, der um ihn war, — ein blutjunges Ding von freiwilliger Krankenpflegerin, vierte Tochter eines Medizinalrats aus dem Lübeckischen; Dame in jedem Stück, dazu gewissenhaft und sorgfältig wie der älteste Sanitätsgefreite, und doch nebenbei, — so ganz nebenbei, wie sich's in der Lage gehörte, — das liebe, blonde norddeutsche Mädel. Dank fand sie ja nicht viel bei dem im Halbschlaf liegenden Pflegling, und gesprochen wurde nun schon gar nicht in dieser ernsthaften Umgebung; aber man merkte ihr's an, daß sie ihre tiefinnige Freude hatte, wie das zerhauene, abgezehrte Stück Menschenkind, das so wenig einem Backfischideal glich, wieder ein bißchen Leben bekam.

Und dann war ich nach drei Wochen noch einmal dort.

Da war er schon tüchtig auf dem Damm. Ich hörte ein herzerfreuendes Lachen, als ich die Tür aufzog. Er hatte gerade ein volles Wasserglas zum erstenmal allein mit seiner mageren Hand aufheben wollen und es richtig hinfallen lassen.

„Schwesterchen," sagte er, „es geht noch nicht. Ich muß Sie schon wieder bitten."

Schwesterchen nannte er sie, weil ihm Schwester zu feierlich und ehrerbietig war. Es lag ein Stück verhüllte

Zuneigung in dem Ton, wie er's aussprach. Und ich merkte wohl, daß sie das herausempfand.

Da sprach ich so nebenhin vom Regiment und rührte an den Vorgang, bei dem er verwundet worden war. Aber er wußte gar nichts mehr davon. „Auf einer Patrouille —" Das war alles. Es war als hätte der Hieb in seinem Hirn die ganze Erinnerung an die drei Tage ausgelöscht. Er hatte alles vergessen.

Das war noch im Oktober. Und Ende Dezember stand er, wie ich von Kameraden erfuhr, wieder fest auf seinen Beinen. Er kam sogleich zu einem neuen Regimente nach Rußland, ist längst befördert und hat sich sein eisern Kreuz geholt und noch etliche Auszeichnungen dazu. Um den brauchen wir uns nicht zu sorgen."

„Bravo!" sagte der General und hob das frischgefüllte Glas, in dem die Perlen stiegen und der Schaum wogte . . . „Unsre Jungen, meine Herren, unsre braven Jungen im Feld."

„Und unsre Alten dazu!" rief der Hausherr, und die Becher klangen in der glutdurchzuckten Dämmerung.

Der Schatz von Lambertskerke

Frühjahr in Flandern, — im Jahre des großen Kampfes.

Mit breiten, müden Flügeln strich der Wind über das endlose Land dort südwestwärts von Brügge; stark und frisch, denn Erdhauch und Meerhauch vermählten sich in ihm.

Stundenweit im Westen wütete der immer gleiche erbitterte Kampf von Graben zu Graben, über den schon ein trüber Herbst und ein düstrer Winter dahingegangen waren. Aber hier, in der scheuen, zitternden Frühlingssonne, schien nun alles Ferne und doch so Nahe wie ein wüster Traum, hier lockte das Werk segenvoller Arbeit wie einst in der Zeit des lange vergessenen Friedens.

Da und dort, in großen Entfernungen voneinander, zogen die Gespanne der Pflüger über die Ebene und rissen mit scharfem Stahl die braune Erde auf. Aber es waren nicht die Söhne des Landes, die dieses stille, altheilige Geschäft verrichteten. Männer im grauen, wettergebleichten Kriegskleid führten den Pflug mit starker Faust, Reiterstiefel stapften durch die Furche, und in deutscher Zunge klang der Zuruf, der die vorgespannten Kavalleriepferde antrieb. So bauten jene, die der Maulwurfskampf des Fußvolks zu langer Untätigkeit verdammte, nicht fern hinter der Front das verlassene Land und schufen, statt zu vernichten, nährende Fruchtbarkeit.

Die endlosen, frischgerissenen Furchen herunter kam ein Gespann in nachlässiger Gangart. Die Gäule dampften, von der Mühe noch heiß, der Lenker hatte sich quer

auf das Sattelpferd geschwungen, polternd und klappernd torkelte der Pflug über die Schollen hinterdrein, als wär' er auch froh, einmal der harten Arbeit enthoben zu sein; links hinüber, rechts hinüber, hollah, hüpfte er in seiner ungefügen Freude. Unermeßlich dehnte sich das Land, über das der Blick hinging, unermeßlich war die Höhe, wo die kleinen Federwolken im Blau flogen, und der feine Triller der Lerche da droben war wie ein leises Tönen der großen blauen Himmelsglocke.

Neben der letzten frischen Furche war noch wüstes Land. Aber da lag mitten auf der Bahn ein großer Schutthaufen, der dem Pfluge trotzte und erst weggeräumt werden mußte. Drum hatte der Pflüger seine Arbeit eingestellt und sich auf den Braunen geschwungen. Er hielt das Messer in der Faust, während er so langsam herunterritt, und verzehrte bedächtig sein Frühstück.

Auf dem Steinhaufen saß ein vlaemisch Mädel, ein hageres braunes Ding von elf oder zwölf Jahren, die Zöpfe über die Schultern gehängt, die Füße auf die Kiesel und Brocken gestemmt. Schon den dritten Tag hockte sie so, wenn der deutsche Reiter ackerte, und guckte ihm zu.

Hans Scharrnagel kannte sie gut. Sie wohnte da drüben in Lambertskerke, wo seine Schwadron lag, in einem Hof ein halb Dutzend Häuser dorfeinwärts von seinem Quartier. Und seitdem sie herauskam und ihm von den Steinen herüber so neugierig zusah wie eine verflogene Dohle, hatte er schon manch gutmütig Wort zu ihr geredet. Denn es gefiel seinem ehrlichen Reservistenherzen, daß da was Lebendiges, Menschliches bei seiner Arbeit war.

Also hielt er an und nickte ihr zu, während er den letzten Bissen in den Mund schob.

„Nu? bist wieder da, Meisje?"

Er wußte wohl, daß sie Griet Prins hieß, aber er nannte sie Meisje, das ist Mädchen, denn das Wort gefiel ihm, weil es so lustig war, daß man darüber lachen mußte, und weil es gerade so für sie gemacht war.

„Hm," sagte sie und nickte auch. Und damit wäre es wohl nun eigentlich gut gewesen.

Aber da zog er die Pfeife heraus, setzte sie gemächlich in Brand, hängte sie in den Mundwinkel und tat ein paar volle Züge, daß der herbe Geruch kräftig über das Feld zog. Und dann sagte er ohne Eile:

„Sehr schön. Aber heute mußt du herunter von deinem Steinhaufen, weil ich den Streifen nun einpflügen will."

Mit der Unterhaltung ging es ganz leicht, denn er hatte etwas Platt gelernt ehedem, als er mit der Zille von Magdeburg die Elbe hinuntergefahren war zwei Jahre lang für Reifeisen und Kompanie. Das kam ihm zustatten, er brauchte es bloß ein bißchen zu modeln, bis es das rechte Geschick hatte.

„He?" sagte sie und lachte, „den Streifen da mit den vielen Steinen? Das ist wohl ein Spaß, Herr Soldat? Das wirst du hübsch bleiben lassen."

Er schob die Feldmütze aufs Ohr. „Macht nichts, Meisje. Ihr mögt's gehalten haben damit wie ihr wollt, als es euch anging. Aber bei uns geht's anders, merkt ihr, da bleibt kein Fußbreit Boden unbestellt dies Jahr im Kriege."

Sie zog ein sonderbares Gesicht und blieb unbeweglich kauern.

„Pflüg' du anderswo," trotzte sie dann; „was willst du noch hier? ich komm' morgen doch nicht wieder."

„So? du kommst nicht wieder? warum denn nicht?"

„Morgen ist Kindelbier bei meiner Schwester."

„Hurrijeh — da geht es wohl hoch her?"

„Bah, es wird traurig genug sein, — wo der Schwager im Feld steht, drüben bei denen, — bei Unsern ..." Sie wies dort hinaus, wo Dixmuiden lag.

„Meinethalben," sagte der Soldat, sprang von seinem Gaul und schlang die Zügel ums Kummet. „Jetzt hilf die Steine in den Graben werfen, oder wenn du keine Lust hast, so geh' aus dem Wege."

„Ich will aber nicht, und ich geh auch nicht."

„Auch recht," sagte er gleichmütig, spreizte die Beine und bückte sich und fing an, die Steine weit im Bogen von dem Feldstreifen in den Graben zu werfen.

Zuerst lachte sie und wartete, wann er den Spaß bleiben lassen würde. Aber als sie sah, daß es ihm Ernst mit der Arbeit war und daß er so bedächtig auf sein Ziel ging, wurde sie auf einmal unruhig und rutschte auf ihrem harten Throne hin und her.

„Du wirst doch nicht?" fragte sie ganz erschrocken.

„Ich hab' dir's gesagt," antwortete er; „geh' herunter, du bist da im Wege."

„Ich geh' aber nicht herunter." — Ganz weinerlich hatte es geklungen.

Er sah kurz auf und stopfte die Pfeife mit dem Peitschenstiel nach. „Wirst schon weggehen. — Paß auf!" Und nachdem er noch ein paar Brocken hinübergeworfen hatte, zog er einen tüchtigen Stein heraus, daß die ganze Geschichte ins Rollen kam und die Kleine schleunigst auf den Grabenrand flüchtete. Da drüben saß sie nun, rieb sich das Knie und machte ein böses, ängstliches Gesicht, während sie jede seiner Bewegungen mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgte.

„Siehst du?" lachte er, und die Steine flogen weiter,

bis der letzte im Graben lag. Nach einer Viertelstunde war der Acker frei.

„Wirst du nun weiterpflügen?" fragte sie lauernd.

„Ei freilich, du kannst ja zusehen." Und er ging, ohne sich weiter um sie zu kümmern, mit seinen Pferden bis an den Feldrain hinunter, wendete, setzte den Pflug ein und faßte die Sterzen mit starker Hand. Eine Weile war nur das gierige Wühlen des Eisens zu hören und der anspornende Zuspruch des Mannes an den Handgaul, der das Ziehen noch nicht recht gewohnt war und lieber in der Schwadron getrabt wäre.

Da stand auf einmal das Mädel mitten im Weg, gerade auf dem Fleck, wo die Steine gelegen hatten. Sie war ganz aufgeregt und zitterte und fuhr mit den Händen herum.

„Gehst du beiseite, Meisje?"

„Pflüg' doch nicht weiter, Herr Soldat, tu' mir's zuliebe."

„Gehst du beiseite!"

„Ach, bitte schön, Herr Wachtmeister, ich schenke dir auch was, wenn ich ins Dorf komme."

„Gehst du —"

Sie weinte beinahe vor Wut und Angst und Ohnmacht. „Seien Sie doch so gut, Herr Offizier, nur bis morgen nicht, um Himmels willen nicht —"

„Was gibt's denn, he?" lachte er und zog die Zügel an.

„Ach, es ist nur so ein Glaube —"

Aber da wurde er ungeduldig, schwang die Peitsche mit scharfem Knall und zog die Furche gerade voraus.

Mit einem Satz war sie vor den Pferdeköpfen zur Seite. Da ging die Pflugschar auf einmal mit hellem Knirschen wie über hartes Eisen.

„Holla," sagte er, hielt an und wühlte mit den Hacken im offenen Erdreich. Unter den Schollen sah ein rostiger Henkel hervor. Und wie er ihn gepackt hatte und zog und rückte, kam ein schwerer, schwarzer Topf mit einem guten Deckel heraus.

„So," sagte Scharrnagel und machte den Deckel los. Da war der Topf gestrichen voll Geld; blankes Silber. „Darum also?"

Er stemmte die Fäuste ein und sah bald den Topf und bald das Mädel an.

Die Kleine schlug ein großes Jammern auf, heulte und schrie und sprang wie besessen umher, als wollte sie gern fort und könnte sich doch von dem ausgegrabenen Schatz nicht trennen.

„So red' einmal," sagte er.

Und sie bat in herzzerreißenden Tönen, daß er ihr den Schatz lassen möge, denn es sei das ganze Geld der Schwester, und sie müßten zugrunde gehen, wenn es ihnen genommen würde; darum hätten sie es am Feldrand verscharrt und die Brocken darüber geworfen, als die Deutschen gekommen wären, aber jetzt, als es ans Ackern gegangen sei, habe sie sich auf die Steine setzen müssen, um acht zu geben, daß er nicht unversehens darüber käme; und nun sei es doch geschehen, also solle er um alles in der Welt und um Gotteslohn das teure Gut wieder herausgeben.

Da war er nun in großen Nöten. Denn der Jammer tat ihm ins Herz hinein weh, und selber hätt' er keinen Franken davon haben mögen. Aber herausgeben? ob das anging oder ob es gegen den Befehl war? Das war die Frage. Und so stand er und kratzte sich den Kopf.

Schließlich hatte er's ins reine gebracht. „Bleib' du bei den Gäulen, Kleine," sagte er, gab ihr die Zügel und hob den Topf auf.

Da wollte sie das Wehklagen von neuem anfangen und mit ihm laufen. Aber er machte ein Gesicht, so bärbeißig er's konnte, und wehrte mit dem Kopfe ab.

„Willst du gleich! — brauchst dich nicht zu fürchten, ich komm' schon wieder."

Da saß sie nun auf dem Pflug und greinte und sah den Mann und den Topf allgemach über die Felder hinüber entschwinden.

Nach Lambertskerke — ins Quartier — zum Leutnant, der wird's schon wissen, sagte Scharrnagel zu sich selber während er mit seinen lehmigen Stiefeln querfeldein stampfte und den verfluchten schweren Topf schleppte. Und er war froh, daß er den Gedanken gehabt hatte und daß er nun das jämmerliche Geflenne nicht mehr anzuhören brauchte. Es war ganz still um ihn. Nur die unsichtbare Lerche trillerte hoch im Blauen.

Höllisch weit war es dort hinüber, zu Fuß und mit dem Gewichte. Eine halbe Stunde beinah. Die Ebene schien endlos.

Der Leutnant saß in einer Bauernküche, die sein Quartier war, die Beine über die roten Ziegel gestreckt, den Rock aufgeknöpft, und schrieb. Der blaue Zigarettendampf zog in langen Streifen durch das Loch im Fenster, wo eine von den kleinen blinden Scheiben aus dem Blei gebrochen war.

„Was wollen Sie?"

Da nahm Scharrnagel Stellung, den Topf in den Händen, und dann setzte er den schweren Schatz mitten auf den Tisch.

„Ausgegraben, Herr Leutnant. In der Ackerfurche."

„Ja, was soll ich denn damit?"

„Ich wollte nur fragen, ob der Herr Leutnant meint, daß das Kriegsbeute ist, oder ob ich das wieder hergeben kann?"

„Wissen Sie denn, wem es gehört?"

„Befehl, Herr Leutnant, das weiß ich."

Der Offizier stand auf, guckte in den Topf und fuhr mit seinem Federhalter in den Reichtum, so tief er konnte. Lauter Silber.

„Privateigentum — Nein, das wird nicht eingezogen." Dann sah er auf und sagte gutmütig: „Möchten sich wohl gern einen Finderlohn verdient haben?"

Da wurde der Bursche rot bis über die Stirn: „Nicht einen Heller, Herr Leutnant."

„Nun, darauf hätten Sie ein gutes Recht. Aber um so besser. Hier haben Sie was von mir." Und er zog ein Zweimarkstück aus der Tasche. — „Nun, was stehen Sie noch?"

„Ob ich es da gleich wieder mitnehmen und abgeben kann?"

„Selbstverständlich. Weg mit dem Zeug!"

Scharrnagel machte den Deckel zu, klemmte den Topf unter den Arm und nahm wieder Stellung an der Tür.

Als er draußen war, überlegte er, ob er die Last den ganzen Weg zurückschleppen sollte mit manchem ehrlichen Schweißtropfen, oder ob es nicht besser wäre, sie gleich im Dorfe an die rechte Statt zu tragen.

Aber der Mühe wurde er überhoben. Als er noch so an der Ecke stand, kam Griet Prins, die alsbald von den Pferden ausgerissen war, den Dorfweg her und hinter ihr die Verwandtschaft, der sie den ängstlichen Fall er-

zählt hatte, und ein halb Dutzend alter Männer und Weiber, in Schlapphüten und Kragenmänteln und großen Hauben, — wie das Volk auf der Gasse herumlief. Sie waren ganz aufgeregt und fuhren mit den Händen durch die Luft, trauten sich aber zuletzt nicht heran.

„Komm her, Meisje," sagte Scharrnagel, „da hast du deinen Topf. Aber was hast du mit den Pferden angestellt, du Wetterhexe?"

Sie nahm schleunigst das schwere Gefäß, zog den Kopf ein, wisperte einen schönen Dank und lief zu ihrer Gesellschaft hinüber. Und nun setzte sich der ganze Troß in Bewegung, wie ein Triumphzug, hinter dem geretteten Topfe her. Sie eilten, so schnell sie konnten, um das teure Gut nachzuzählen. Und Scharrnagel stand noch eine Weile für sich, sah hinter ihnen drein und lachte über den närrischen Aufmarsch.

Drauf zog er sein Zweimarkstück heraus und beguckte es so vergnügt, als wenn er den ganzen Silberschatz gewonnen hätte. Und nun lief er spornstreichs in die Felder hinaus, daß er wieder zu seinen Pferden kam.

Der Feldstreifen war in kurzem umgepflügt, es fand sich aber nichts mehr.

Dann ging es am Nachmittag auf das nächste Feld, ein Stück weiter drunten am Kanal.

Als er da die dritte Furche zog und den Weg hinter seinen Gäulen herunterkam, saß auf einmal das lütte Meisje wieder da am Rain in der lauen Sonne.

„Holla," sagte er und klatschte mit der Peitsche hinter den Pferden, zum Ausdruck seiner Verwunderung und zugleich zum Gruße.

Grietje Prins wartete ganz ruhig, bis er heran war

und schon nach einem Kopfnicken den Pflug weitersteuern wollte.

Sie schien aber etwas auf dem Herzen zu haben, und schließlich platzte sie heraus: „Herr Soldat, halt' einmal an, — ich möchte was sagen."

„Brrr, oh, — höh!" — Den Gäulen war es ganz recht, als sie die Zügel spürten. Da standen sie und schüttelten sich im Geschirr und streckten schnobernd ihre klugen Köpfe herüber.

„Du? was willst du denn sagen?"

Als sie nun sah, daß er ihretwegen Halt gemacht hatte, nahm sie sich Zeit und druckste herum, weil sie nicht wußte, wie sie's anfangen sollte.

„Bei meiner Schwester ist morgen Kindelbier," sagte sie dann.

„So? ich mein', das hätt'st du mir heut' schon erzählt. Also viel Vergnügen, und mich laß weiter."

„Bitte, Herr Soldat! es kommt erst noch ... Weil wir doch zum Fest keinen Kindtaufsvater haben, denn Jan Brouwer, meiner Schwester Mann, steht drüben bei Dixmuiden, und vielleicht ist er gar verwundet oder gefangen oder totgeschossen."

„Da kann niemand helfen," sagte Scharrnagel, „und deine Schwester wird sich schon trösten müssen wie manch ander verlassen Weib in dieser Zeit."

„Das tut sie ja auch, so gut es gehen will," sprudelte Griet Prins nun heraus, „und es ist nicht um *sie* für den Tag, so traurig es ist. Es ist um das Kind, wenn es kein Mann begleiten kann; — denn das ist ein böses Zeichen, weil es doch ein Junge ist. Es heißt, es wird nichts draus, wenn da niemand an Vaters Statt bei dem Feste ist."

„So?" sagte Scharrnagel und wunderte sich. „Bloß bei den Jungen heißt es so? — Sind die Mädchen schlechter?"

Da renkte sie sich mit den Achseln und dem Kopfe und machte ein Gesicht, als habe er die größte Unhöflichkeit gesagt und zugleich eine Frage aufgeworfen, über die man schlechterdings nicht verhandeln könne.

„Es heißt eben so," sagte sie dann mit weiblicher Schlauheit und entwand sich damit allen Zweifeln und Widersprüchen, in die sie das ungeschickte Wort verstrickt hatte. „Und also soll man drauf achten."

Der graue Kamerad lachte. „Es laufen noch genug Mannsbilder in Lambertskerke herum, daß ihr euch eins borgen könnt, und ihr werdet in eurer Verwandtschaft auch noch welche haben."

Sie schüttelte aber sehr lebhaft den Kopf, mit allen Zeichen des Unwillens.

„Die! Die zählen nicht und nützen nichts, so viel ihrer dabei sind. Das sind nur alte Großväter und halbe Buben, aber keiner wie er nötig ist."

„So? und nun?"

Sie sah ihn voll Erwartung an, als wollte sie die Antwort von seinem Gesichte lesen, ehe er sie aussprechen konnte —

„Nun sollst du kommen und morgen unser Gast sein, haben sie zu Hause gesagt. Alle haben es gesagt, als sie sich heute mittag darüber beraten haben."

Der brave Scharrnagel machte ein Gesicht, von dem gar nichts abzulesen war, als das größte Erstaunen, und das nicht sehr weise anzusehen war. Dann lachte er so unbändig, daß die Dohlen, die hinter dem Pfluge dreingehüpft waren und sich nun begierig in einiger Entfernung

niedergelassen hatten, mißtönig kreischend aufschraken und ein gutes Stück ins Feld flatterten.

„Ich? — ich soll bei euch zum Kindelbier sein?"

„Ja," sagte Griet Prins leise, durch diese Art der Antwort ein wenig gekränkt, und zog am Schürzenband. „Wir hoffen auf gute Meinung, weil der Herr Soldat den Topf mit dem Silber zurückgegeben hat, und möchten ihm da auch eine Ehre erweisen und was Liebes tun."

Das war eine Einladung in der besten Form und klang nicht mehr wie ein toller Schabernack.

Der also Geschmeichelte zog die Augenbrauen hoch, kraute sich hinter den Ohren und antwortete mit dem ernsthaftesten Gesicht:

„Gott's Donner, Gott's Donner! Das muß sich einer von Grund aus überlegen."

Mit diesen Worten hatte er etwas gesagt, was er gar nicht sagen wollte. Sie waren ihm nur so aus dem Gefühl gekommen, daß er jemand, der eine solche Bitte überbrachte, nicht mit kurzer Absage kränken mochte. Denn eigentlich gab es da gar nichts zu überlegen.

Aber der Spürsinn dieser kleinen Teufelin hatte sofort begriffen, daß er im Herzen der Sache geneigt war und sich nur mit Vernunftgründen gegen sich selber wehrte. Und die junge Weibesklugheit verstand weiter sogleich, daß ein Erörtern dieser Vernunftgründe ihre Kraft und ihr Gewicht nur verstärken müßte, weil sie ihm auf diesem Gebiete nicht gewachsen war, und daß dagegen der Wunsch und die Lust die Oberhand bekommen müßten, wenn man sie in der Einsamkeit sich selber überließ.

Also sprang sie auf, nickte und warf mit halbem Lachen, als hätte sie sein Einverständnis schon, und es be-

dürfte nur noch der feierlichen Bestätigung, die Worte über die Achsel zurück:

„Bis heut abend muß ich es aber wissen."

Damit schoß sie flüchtigen Fußes über die Felder hinweg auf das Dorf zu.

Gott's Donner und Schwerenot! — Was sollte er tun, daß er auf gute Weise aus dieser Sache herauskam?

Mit Überraschungen hatte seine bedächtige Art nie gern was zu schaffen gehabt, denn damit kam er immer zu kurz; eh' er sich's versah, war er allemal schon auf dem Trocknen. Und jetzt, hinterdrein, wußte er's ganz gut, daß ihm das Meisje mit seiner listigen Flucht jede Möglichkeit genommen hatte, sich aus der augenblicklichen Verdonnerung herauszuarbeiten und ausführlich und schonend auseinanderzusetzen, daß es nicht ginge und warum es nicht ging.

Verwünschte Krabbe mit ihrer Fixigkeit! Und nun wurde er auch gewahr, daß die Gründe auf einmal nur noch die halbe Macht hatten, seitdem er sie nicht mehr mündlich anbringen konnte, und daß sie drohten, allmählich ganz zu verblassen. Denn recht genommen wäre es ja wohl eine feine Sache gewesen in dem grauen Einerlei, wenn er mit hätte vom Feste sein können.

Also noch einmal recht gründlich überlegt, was da zu tun war. Er trieb die Rosse an, drückte den Pflug mit doppelter Kraft in die Erde, als müßt' er jetzt unversehens einen guten Rat aus dem Boden herausholen statt des silbernen Schatzes am Morgen, und zog einen gewaltigen Dampf als Ergebnis geistiger Anstrengung aus seiner Pfeife.

Mit den Leuten, die in Lambertskerke geblieben waren, ging es ganz gut. Er dachte zurück, wie anders das ge-

wesen war dort rückwärts von Antwerpen und Brüssel beim großen Einmarsch, als der Haß loderte und die Hinterlist ihre Opfer suchte, als mächtige Hände den unheimlichen Brand schürten, der allem Deutschen entgegenschlug ... Hier war Vlaamenland; hier war von Anfang kein wilder Haß gewesen, nur ein dumpfer Trotz, der sich im Zusammenleben und Kennenlernen bald vergaß. — Aber ein Kindelbier? Das hatte es noch nicht gegeben.

Die Pflugschar wühlte in der festen schweren Erde, Scholle auf Scholle legte sich gemächlich seitwärts, aus dem frischen Bruche stieg der starke feuchte Duft der Fruchtbarkeit. Fern von Westen grollte der Nachhall großer Geschütze; und droben hing das goldene Lerchengetön, zirpend, fein wie eines Heimchens Stimme, in der Unendlichkeit des Himmels. — Aber diese schwere, lullende Stille brachte keinen Rat. Furche reihte sich an Furche, die Pfeife war ausgebrannt, mühsamer und unsicherer wurde der Tritt der Pferde.

Da schlug Hans Scharrnagel, so anstrengenden Nachsinnens müde, einen klatschenden Peitschenschlag nach den Dohlen und rief, als müsse er sich selber befehlen und sei des unbedingten Gehorsams sicher: „Gut also! lassen wir das Ding bleiben."

Aber wie die Dohlen nach dem Peitschenhieb alsbald wiederkehrten, waren auch die wiederspenstigen Gedanken nicht viel später wieder da. Und der beste Kernfluch reichte nicht aus, um ihnen Achtung beizubringen und sie endgültig zu vertreiben.

Hans Scharrnagel trieb die Gäule ein, als es auf den Abend ging. Da war das Dorf, das keine Granate zerrissen hatte, so friedvoll still und heiter, wie seins zu Haus zwischen Wittenberg und Dessau, wenn die Abendnebel

aus der Elbe durch das Weidengebüsch krochen und der blaue Rauch so lockend um die Schindeldächer strich. — Dort hatte er Eine gelassen — Still davon, — was will das hier im Kriege? —

Es traf sich, daß der Wachtmeister noch einen Auftrag für ihn hatte an den Leutnant drüben im Quartier.

Der Leutnant war eben darüber, eine Pappschachtel aufzupacken, die mit der Feldpost herausgekommen war, und weil er seinen Brief gelesen und eine Buttel Rotspon aus dem Pack hervorgeholt und vor sich aufgestellt hatte, war er in vortrefflicher Laune.

Da getraute sich Hans Scharrnagel, seine Sache vorzutragen und sich zu befragen, wie er's damit halten solle. Es war ihm nur um Grietje Prins, daß er ihr die Antwort nicht schuldig blieb und ihr mit gutem Gewissen sagen konnte: Der Leutnant hat's verboten, und also geht es nicht.

Aber der Offizier hob den Blick von seinem Brief und seiner Buttel und sagte: Einreißen dürfe es nicht, denn das schade der Zucht in der Schwadron und untergrabe den Gehorsam der Dorfleute, aber bislang habe es ja damit keine Gefahr, und wenn einer erst frage, stelle er ihn vor die Notwendigkeit, sich zu entscheiden; aber er wolle gar nichts damit zu tun haben und es bei der Frage bewenden lassen.

Da sagte Hans Scharrnagel: Zu Befehl! Und schönen Dank, ohne recht zu wissen warum. Als er aber draußen war, legte er sich vor, was das eigentlich bedeutet habe. Und dann stieg ihm ein Licht auf, daß ein Verbot — was so militärisch Verbieten heißt — nicht drin gewesen sei.

Darum ging er die dunkle Gasse hinunter, klopfte und sprach, als Griet Prins den Laden ein wenig aufmachte, durch den Spalt: er hätte sich's überlegt und er täte kommen.

Also wichste er am andern Vormittag, als der Dienst

getan war, seine langen Stiefel so blank, daß die Sonne drin widerfunkelte wie in einem Brennspiegel, und bürstete den Rock und die Feldmütze aus, bis das letzte Stäubchen herunter war.

Nicht lange darauf stand er im Hofe des Festhauses vor der niedern Tür und besiegte den letzten Zweifel, ob es nicht trotz dieser Veranstaltungen doch besser wäre, umzukehren und die Sache bleiben zu lassen. Denn er war ungewiß, wie er sich benehmen sollte, wenn er jetzt in diese Gesellschaft von Feinden hineintreten würde.

Aber dann schämte er sich solchen Unbestands, drückte die Klinke auf und trat mit zwei festen Schritten in die Stube.

Dort saß und stand das Völkchen so dicht gedrängt, daß er sich kaum bewegen konnte. Bejahrte Männer mit würdigen Bärten auf der rundumlaufenden Bank zusammengehockt, etliche von reifem Alter in Gruppen versammelt, ein Haufe halbwüchsiger Burschen, und in großer Überzahl Weiblein jeglichen Jahrgangs, von nickenden Großmüttern herunter bis zu den pfirsischwangigen Jungfräulein, die das erstemal einen langen Rock trugen. Dazwischen ein ewig wirbelnder Schwarm unbändigen Kindervolks. Und es war ein solches Redegeschwirr und Getümmel, daß kein Mensch das Kreischen der Tür hörte, durch die der wackere Scharrnagel, zu schwerem Amte bereit, in die Versammlung getreten war.

Aber der einfallende Schein des Tageslichts hatte ihn verkündet, und sogleich sank das Gelärm zu dumpfem Gemurmel und es bildete sich eine Gasse, durch die sich einer zur Not nach dem jenseitigen Ende des Raumes schieben konnte. — Als er jedoch zauderte, selbst diesen Weg, dessen Ziel er vor Köpfen und Ellenbogen nicht sicher erkennen

konnte, zu beschreiten, schoben ihn zwei entschlossene junge Hände ohne Umstände durch die dräuende Enge.

Am andern Ende tat sich denn eine Lücke auf; dort saß, von den zitternden Flitterhauben der älteren weiblichen Verwandtschaft umgeben, die junge Frau Gudula Brouwer geborene Prins im Feststaat.

Und nun kam, nachdem sie den Ritter bis hierher geschoben, Griet Prins hinter ihm hervor und lugte mit heimlichem Vergnügen, wie er es anstellen würde, sich mit der Familie bekannt zu machen und zu befreunden.

Er sah die hübsche junge Frau vor sich und sah hinter ihr, als blicke er über sie hinweg in ihre Jungfernzeit, ein Geschöpf, das ihr ähnlich war, wie sie sich selbst in verwichenen Jahren, und doch nicht gleich, und sah über ihren stillen Blick hinweg den Mutwillen andrer, lachender und daseinslustiger Augen.

Aber zum Nachdenken über solche Gaukelei oder gar zur geziemenden Anrede blieb ihm keine Zeit. Eine kleine Seitentür hatte sich aufgetan, irgendein älteres Weib trug ein engumwundenes Ding herein, beifälliges Gemurmel ging im Kreise, und ehe er sich's versah, hatten unbekannte Mächte das sonderbare Ding in seine großen, groben, arbeitsstarken Hände gedrückt, — ausgesucht in die seinen.

Und nun, da er auf einmal der Mittelpunkt oder doch der Träger und Hüter dessen geworden war, was den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit ausmachte, stand er ratlos und war nur bedacht, in dem allgemeinen Drängen und Schmeicheln und Begucken der ihm so jählings zugefallenen Aufgabe gerecht zu werden, die ihn um so schwerer drückte, als sie ihm gänzlich ungewohnt war.

In aller Ratlosigkeit und Verwirrung, in dem dumpfen

Gefühl, daß er jetzt einen ganzen Topf voll Silberfranken drum geben würde, wenn er bei seinen Pferden draußen auf dem einsamen Acker sein könnte, mitten in diesem kläglichen Unbehagen wehrte er sänftlich die Allzuneugierigen ab, wendete er seine Last den Bedachtsameren entgegen, strebte er mit plumper Fürsorglichkeit, das leichte Wesen in gehöriger Lage zu erhalten.

Was in der nächsten Stunde mit ihm geschah, ging in einem Wirbel widerstreitender Empfindungen unter. Irgendwer hob ihm die zarte Last von den Händen, eine weiche Hand legte sich in seinen Arm, in das wildanschwellende Stimmengetös schlang sich ein zarter Flötenton, schwere Schritte ordneten sich zum Takt, eine Menschenwoge trug ihn fort, hinaus, wo reine Frühlingsluft ihm entgegenschlug; er sah in die gaffenden Gesichter am Weg und sah wie durch einen Schleier manch derbes, verwundertes und lachendes Kameradengesicht zwischen den Köpfen der Dorfleute; seine blanken Stiefel liefen durch den Schlicker der Straße; eine niedrige Wölbung, müdes Halbdunkel und Modergeruch; durch betäubenden Weihrauchdunst klangen eine lange Weile gleichförmig hinrollende Worte zu der ungelenken Bewegung eines gespreizten Arms; mit Scharren und Poltern erhob sich die Menschenwoge aufs neue und floß den Weg zurück durch Dämmer und Licht. — Er kam erst zu Sinnen und zu Atem, als sich im Festhause das rege Getümmel staute und süßer Küchenduft den Anlangenden entgegenströmte.

Durch die Stube und den Flur zog sich die Tafel, auf Holzböcken ruhend und mit altem buntgeblümten Geschirr besetzt. Lichter brannten im Überfluß, und an den Wänden blinkte das kupferne Geschirr zwischen den mancherlei Geräten der Wirtschaft.

Hans Scharrnagel brauchte eine Weile, bis er verstand, daß er auf dem Ehrensessel, an den ihn der bewegliche Schwarm getrieben, seinen Platz einnehmen mußte. Und da saß er nun, während schon die Suppe in den Tellern dampfte, steif und feierlich und suchte sich mit seiner Umgebung vertraut zu machen.

Zur Rechten hatte er die junge Frau, die in Rührung und traurigem Nachdenken keinen Anspruch auf seine Unterhaltung erhob. Gegenüber hockte Griet Prins recht keck und unverschämt auf ihrem Holzstuhl, führte tapfer den Löffel und sah dem Gaste mit unverhohlenem Lachen ins Gesicht. Aber zur Linken saß der Hausfrau mädchenhafte Doppelgängerin und ließ im Gespräch mit dem andern Nachbar drüben, einem Dorfjüngling von bubenhaften Manieren, ihr Zünglein spielen nach rechter Schlangenart.

Da dachte er ein Gespräch mit Griet Prins anzuknüpfen, weil sie die einzige war, die er kannte und vor der er sich geben konnte wie er's gewöhnt war. Allein er kam da nicht an die rechte Tür, denn das Kind schnitt ihm sogleich die Rede ab und rief:

„Was sitzest du und sprichst und läßt die Brühe kalt werden? Jetzt ist Zeit zu essen, das andere kommt nachher."

Über diesen Grundsatz schien die ganze Gesellschaft einig zu sein. Denn Aug' und Ohr belehrten ihn sogleich, daß sie einmütig danach handelten — die linke Nachbarin ausgenommen. Andächtig gebeugt schlürften sie die Suppe und vertieften sich nun schon in den Brei, und nur ein leises, wohlbehagliches Brausen gedämpfter Stimmen verriet den geistigen Anteil. Das emsige Wortgeklingel zur Linken, das aber der Eßarbeit der Schwägerin keinen Eintrag tat, hing darüber wie helles Glockenbimmeln über dem ruhigen Murmeln eines gemächlichen Stroms.

Also vereinsamt in seiner Würde, inmitten dieser fremden Menschheit, wandte er sich ebenfalls zu den leiblichen Genüssen und ließ nach der Suppe auch das Mus in sicherem Gleichmaß verschwinden. Häufig gewechselte Krüge spendeten einen dünnen obergärigen Trank und schufen, daß neben dem Gaumen auch die Kehle nicht zu kurz kam.

Als es eine Pause gab und er sich atemholend zurücklegte, um zu verschnaufen und um zu prüfen, ob es schon geraten wäre, einen oder zwei Knöpfe über dem Magen nachzulassen, hielt er's auch an der Zeit, seiner Dame zur Rechten, die ihm für heute gleichsam als Ehegespons angekettet war, etwas Artiges und Freundliches zu sagen.

Und so berichtete er, es seien dieser Tage wieder harte Gefechte drüben an der Yser gewesen und viel Gefangene durch Brügge und Gent nach Deutschland gebracht worden, ohne daß es schon ein Ende habe, — wer könne wissen, ob da nicht ihr Herr Ehegemahl Jan Brouwer drunter gewesen sei; der würde es gut haben drüben über dem Rhein und würde ihr schon schreiben, um sie zu beruhigen.

Sie aber saß, als hätte sie eben seine Nachbarschaft ganz des gegenwärtigen Verlustes inne werden lassen, tief vergrämt, den Blick unter den Tisch gesenkt und nur mit sich selber beschäftigt.

Weil sie nun nicht aufmerkte, so meinte er, sie habe ihn vielleicht nicht gut verstanden, und sagte die mühsamen Sätze, die er sich ausgedacht hatte, noch einmal recht langsam und deutlich, nahe zu ihr hinübergebeugt.

Sie fuhr aber mit einem tiefen Seufzer, dessen schmerzlicher Ton ihm bis ins Herz ging, aus ihrer Geistesabwesenheit auf und sah ihn mit einem von so schreckhaften Vorstellungen kündenden Blicke an, daß er jählings schwieg und

sich vornahm, auf dieser Seite kein Gespräch wieder zu versuchen.

Die wilde Griet trieb mit dem jungen Volk drüben ein Getuschel und Gekicher und hatte auf nichts anderes acht. Da blieb nur die mittlere von den drei Schwestern, die schöne Eve Prins zu seiner Linken.

Das war ein blondes dralles Ding mit weißer Haut und blanken Zähnen. Mit der dachte er nun anzubinden, und er hatte sich schon ein halb Dutzend Fragen zurecht gemacht, die er anbringen wollte, sobald sie nur herübersähe. Aber das tat sie nun durchaus nicht. Und es war, als legte sie's darauf an und wollte ihn auf solche unbarmherzige Weise nur um so fester ans Schnürchen nehmen, bis sie ihn endlich ganz und unbedingt in ihrer Macht hätte.

Er freilich ahnte solche Absicht nicht, sondern ärgerte sich nur in den Grund hinein über die beharrliche Mißachtung, die sie ihm zuteil werden ließ, und erging sich in heimlichen Flüchen über den ungeschlachten Jüngling, der ganz ohne Verdienst und ohne Verständnis ihre Liebenswürdigkeit hinnahm, als müßte das so sein.

Als alles Räuspern nichts half und das heftigste Rucken nichts eintrug als höchstens einen blitzschnellen erstaunten und lachenden Blick der Schönen über die Achsel, wurde Scharrnagel böse, und das Gefühl, das er als Sieger, Herr und Ehrengast im Busen trug, begann sich zu bäumen.

„Was? Ist unsereins hier gar nichts?" murrte er für sich. Und im Augenblick packte er, als ob er sich nur so ein wenig Platz machen wollte, einen großen Flitterstrauß, der in einem mächtigen Tontopf vor ihm stand, und schob ihn zwischen sich und die Unaufmerksame, ganz heraus bis auf den Tischrand, daß er sie nicht mehr sehen konnte.

So, du Eva, da ist der Paradiesbaum; aber denke nur nicht, daß sich der Adam einen Pfifferling um euch alle beide schert.

Da brach sie das Wort mitten ab, ließ den verblüfften Jüngling auf der andern Seite über den halben Satz nachdenken und fuhr mit einem Schlag auf ihrem Stuhle herum.

Warum er das täte, — das da mit dem Strauß? fragte sie und sah den braven deutschen Hans aus ihren spiegelnden Augen an.

„Ei nun," sagte er gleichmütig genug; „er war mir so im Weg, als ich nach dem Bierkrug griff, und ob die Jungfer einen rechten Kerl von der zweiten Schwadron zum Nachbar hat oder den stachligen Federwisch, kann ihr doch gleich sein, wenn sie einmal aus Versehen über die Achsel guckt."

So, das war ein Trumpf. Jetzt wußte sie's, und nun konnte sie ja mit gleicher Münze zahlen, wenn sie mochte.

Aber sie lächelte nur ganz verloren, schob den Federwisch mit sanfter Hand wieder auf seinen Platz und sagte recht demütig, es täte ihr leid, wenn er etwa dächte, daß sie sich mit Fleiß nicht um ihn gekümmert habe, aber sie habe nicht geglaubt, daß er ihrer Person seine Beachtung schenke und daß es ihm ein Gefallen sei, mit ihr zu reden.

Da hatte er im Handumdrehen alles vergessen, und das Feuer war auf die allergefährlichste Weise angefacht.

Die Pause des Festmahls dauerte wohl eine Stunde, nicht weil der Braten nicht fertig gewesen wäre, sondern weil das, was im Kriege zu Gebote stand, knapp genug war und über die Zeit verteilt sein wollte, damit die Tafel nicht allzujäh zu Ende ginge und die Gäste wenigstens am hergebrachten

Trunke ihr Genügen fanden und sich gemächlich unterreden konnten.

Diese Gelegenheit nahm die schöne Eve Prins nach Kräften war, sodaß der verdutzte Jüngling an ihrer Linken nicht wußte, was er verbrochen hatte und wie ihm geschah. Nicht als ob sie selbst dem Festbier allzu eifrig zugesprochen hätte; aber sie hielt es mit dem Einschenken und sorgte, daß Hans Scharrnagel immer ein volles Glas vor seinem leeren Teller hatte. Und was das Reden anbetraf, so tat sie ihrem flinken Mundwerk keinerlei Zwang an.

Zuerst gab es lauter Fragen; woher er sei, was er für Verwandtschaft zurückgelassen habe, was er vor dem Kriege getrieben und wie es dortzulande aussehe. Haarklein wollte sie alles wissen, und das Erzählen und Ausschmücken machte ihm so viel Vergnügen wie ihr das Ausfragen. Dazu gab es wirkliche und absichtliche Mißverständnisse und Anlaß zum Lachen genug. Nur wenn es ins Militärische ging, wurde er mißtrauisch und hütete sich, zuviel zu sagen. Aber diese ernsthaften Gedanken zerrannen sogleich wieder wie Morgendunst vor der Sonne, und Scherz und Gelächter tönten nur um so lauter.

Der Braten war nun auch hereingetragen und allzubald wieder verschwunden. Die fröhliche Tafelrunde aber behauptete unverändert die Plätze. Das dumpfe Gemurmel, das den Anfang des Mahles begleitet hatte, war längst einem lärmenden Stimmengetöse gewichen, das gärige Bier und die heiße Luft taten bei allen ihr Werk.

Hans Scharrnagel saß mit warmem Kopf und warmem Herzen auf seinem auserwählten Platze.

„Racker," dachte er und sah seiner linken Nachbarin in die Augen, ohne zu hören, was sie eben sprach, und ohne

darauf zu achten, wie ihre Hand immer wieder aus dem Kruge in sein Glas goß.

Da wandte sich zum erstenmal die junge Frau zu seiner Rechten an ihn und fragte ihn leise, mit schüchterner Stimme, ob er mehr sagen könne von den Gefangenen, von denen er vorher gesprochen, und ob er wohl was von ihrem Mann wisse, an den sie alle die Stunden her gedacht.

Aber als er keine Auskunft geben konnte, verfiel sie von neuem in ihr Hinbrüten.

Da nahm ihn Eve Prins nun ganz gefangen. Sie ließ das Fragen sein und erzählte selber, unaufhörlich, und schlang mit Wort und Blick ihre Zauberkreise um ihn.

Wie der Dampf der Pfeifen die Köpfe mit seltsamen Schleiern umwob, so spann sich ein leichter Nebel um seinen Geist und ließ ihn fast vergessen, was wirklich war, — die Not der Zeit, das große wilde Ringen und sein eignes armes Schicksal.

„Ho," staunte er für sich, während er in den fast geleerten Krug sah, den er in der Hand hielt; „soll ich hier noch einen Schatz im Lambertskerke finden, einen von andrer Art als selbigen gestern morgen?"

Von der Lust dieses Gedankens und den leise wirkenden Geistern der Stunde gepackt, schlug er ein Lachen auf und kehrte sich ungesäumt zu Eve Prins, die mit Freude einstimmte, ob sie auch den Grund seiner Fröhlichkeit nicht kannte.

„Jungfer," sagte er, „wenn es nicht aus wäre mit dem Fiedeln, solange der Krieg geht, — so möcht' ich einen mit dir tanzen."

„Ei," lachte sie und rückte den Stuhl, „wie wär' es draußen im Gang auch ohne Fiedel?"

Aber das mochte er doch nicht; er warf einen Blick auf die stille Frau zur Rechten und schüttelte den Kopf.

Es war, als hätte der Einfall den Gipfel seines Übermuts bedeutet. — Noch eine kleine Weile erging er sich in schäumender Laune und in Scherzen, die ihm Eve Prins mit raschem Munde zurückgab. Dann riß es ab, — als wäre er mit einem Male aus einem Rausch erwacht.

Die Lust war hin, und der Spaß, der ihm eben noch so wohl gelungen war, wollte ihm nicht mehr über die Lippen.

War es der leidvolle Anblick der Frau, auf die sein Auge gefallen war, als er den keckſten Wunsch so überlustig hingeworfen hatte, — die Gewalt des Gegensatzes? Oder war's was anderes, was da heraufstieg und ihm das Wort im Munde totschlug? Eine Erinnerung, nein ein klarer, dringender Gedanke, der ihn auf einmal zu sich selber brachte?

Eine tiefe Niedergeschlagenheit beherrschte ihn ganz. Eve Prins sah ihn verwundert an, als sie dieses Wandels inne wurde, und mußte sich Mühe geben, ihrer guten Laune gerecht zu werden.

Aber je mehr er sich zwang, desto schrecklicher kam's ihm vor, daß er hier beim Feste saß, desto unerträglicher wurde ihm die heiße Luft, das schwirrende Gespräch. Es war ihm gegen das Gefühl, — es ging einfach nicht mehr.

So stand er, als sich Eve Prins enttäuscht auf einen Augenblick an den vergessenen Jüngling wandte, behutsam auf und schlich sich, von wenigen nur beachtet, nach dem Flur und über den Hof aus dem großen Gute hinaus.

Es dämmerte schon tief, und Häuser und Gärten lagen begraben in Grau. Am Zaun, unter einem jungen Birnbaum, setzte er sich einsam auf den Rain, ins dürre taufeuchte Gras, und stemmte die Arme auf die Knie und die Stirn in die harten Fäuste.

Er hatte keine Furcht gekannt, wenn die Schwadron ansetzte und die Kugeln über die Köpfe pfiffen oder wenn er auf Erkundung allein durch die tote Nacht getrabt war, wo hinter jedem Busch der Tod auf Posten liegen konnte. Aber nun war es fast eine Angst, die ihn da heraus getrieben hatte.

Der große Krieg stand mit einem Male in seiner Riesigkeit und Grauenhaftigkeit vor seinem Auge, als hätte da eine unbarmherzige Hand den Vorhang von dem Bilde gerissen. Er dachte des wahnsinnigen Kämpfens von Tag zu Tag, der harten Blutarbeit, in der das Jauchzen der lauten Begeisterung unterging, des endlosen grimmen Sterbens und der Leiden, unter denen die Welt nun zuckte.

Er fühlte die heiße Freude, die ihn wie alle Tausende hinausgerissen hatte und ihn im Tiefsten fort und fort durchglühte, die Freude am großen, schweren und guten Werke und den wilden Drang zur tapfern Tat; aber er fühlte auch die Traurigkeit und das Elend, die dieser mörderische Krieg gebar.

Hochverrat wäre es gewesen, länger beim Feste zu sitzen hier mitten in Feindesland . . .

Wie war's nur zugegangen, daß es ihn auf einmal so gepackt hatte und daß es ihm vorher nicht in den Sinn gekommen war?

O, er wußt' es wohl, die lustige Eve Prins zu seiner Linken und die bekümmerte Frau zu seiner Rechten hatten das gemacht, sie beide zusammen, eine allein hätt' es nicht gekonnt. Es war, als ob Festmusik und Trauerglocken gellend ineinander klängen, als ob ein hungriger Bettler einen wilden Freudentanz tanzte. Den ganzen Zwiespalt des armen Menschendaseins riß dieser schrille Gegensatz in ihm

auf und riß eine Erinnerung hervor, die ihn selber anging und gegen die er sich nun nicht mehr wehrte.

Was es hieß, Eltern und Geschwister, Weib und Kinder zurückgelassen, das hatte er nicht gekannt, als er damals so trotzend hinausging, denn er hatte keins von allen. — Frei war er gewesen; alles vor ihm, nichts mehr hinter ihm. — Und nun auf einmal —

Er sah ein Feld in der Sommerglut des verwichenen Jahrs. Weit dort hinten in Deutschland war es, im Magdeburgischen, in der Niederung des großen gelben Stromes. Das Korn stand schon reif, und alle Hände flogen, den goldnen Segen zu ernten. — Da war er auch, weil die Schleppschiffe still lagen, zu den Bauern gegangen, die junge Kräfte willkommen hießen.

Die Sensen waren durch das Korn gefahren mit zischender Gier den ganzen Vormittag. Bald sollte draußen in Ost und West die Sichel des Todes so durch das strotzende Leben fahren; denn Krieg gab es seit gestern, und es war, als hielte die Welt noch dem Atem an, vom Klange dieses gellenden Wortes betäubt, das da Wahrheit geworden war. In drei Tagen sollte er selber fort, er, Hans Scharrnagel, nachdem er kaum eine Woche hier draußen bei den Bauern gehaust und geschafft; nach Magdeburg hinein, — so stand's im Befehl.

Sie hatten gestern, als das Ungeheure gekommen war wie Wettergrauen am goldnen Tag, bis in den tiefen Abend hinein miteinander geraunt und gestritten, was da werden möchte und wie es ginge, und waren zuletzt in tapferem Vertrauen geschieden. Aber nun am wachen Tag, als die Sensen flogen, blieb keine Zeit zum Reden, da spannte jeder die Kräfte bis zum Äußersten, als könnt' es zu spät werden für so viel fruchtbare Arbeit; allein die heimlichen Ge-

danken an das mächtige Schicksal, das da über die Welt kam, gingen mit jedem und ließen ihn nicht los.

So glühheiß war der Tag, und so fieberhaft hatten sie sich gerührt. Da kam die Stunde der Rast mit süßer Erschöpfung...

Er lebte sie, als wäre es heute, jene feurige Stunde. Alles sah er und lebte er, wie es gewesen war.

Auf einem sanften Hügel inmitten des Feldes stand eine uralte Eiche, den Wipfel hoch in strahlende Bläue hinaufgewölbt, die gewaltigen, buschigen Zweige ausreckend über den grünen Grasboden, der sich weich um ihre Wurzeln zog. — Dorthin hatten sie sich vor der Glut gerettet, um Mittag zu halten, der Bauer und die Frau, die Kinder und das wenige Gesinde. Der steinerne Krug ging um, der den dünnen Trank kühl gehalten, und das dürftige Mahl lohnte die harte Arbeit. Dann aber erstarb das letzte Wort im großen Schweigen, und schwere Müdigkeit streckte die Erhitzten zur Ruhe in den Schatten.

Nur er wachte noch, und eine, der er freundlich war, eine junge Magd aus der ärmeren Verwandtschaft des Gutes, die all die Tage her still und fleißig ihre Arbeit getan. — Mit heimlichem Wohlgefallen hatte er oft zu ihr hinübergesehen, wie sie so rüstig durch das Feld schritt, wie ihr Arm so kraftvoll den blauen Stahl durch die Ähren schwang. Aber sie hatte kaum auf ihn acht gehabt, und er selber kein Wort für sie gefunden. Wozu hätte es getaugt? Er ging ja wie er kam, und ehe er sich eine suchte, gab es wohl noch Jahr und Tag um Lohn zu schaffen.

Nun ruhten sie da auf der anderen Seite der Eiche, während drüben hinter dem breiten Stamm die Schläfer lagen. Er sah ihr heißes Gesicht unter dem hellen Tuch, ein Stückchen nur, vom wirren, linden Haar umspielt,

und sah, wie die Gräser in der heißen Luft über ihre bloßen Knöchel flimmerten. Drunten lag die weite stumme Au, drüben hinter dem Stamme klang das ruhige Atmen der Schlummernden, und hoch in den grünen Gewölben war ein betörendes Summen, schlang sich der Tanz der unzähligen schillernden Käfer.

In drei Tagen hinaus und aus dem hellen Licht vielleicht in die ewige Nacht. — Sommerlust und wehe Sehnsucht wurden in ihm wach.

Die heiße Stunde des großen Mittags war mächtig. Sie fanden einander im hohen Grase inmitten der glühenden Pracht.

Es war wie ein Traum, so flüchtig und so schön. — Und wieder flogen die Sensen im goldenen Nachmittag, bis die Sonne in milderen Gluten hinunterging.

Nach zwei Tagen brach er auf, schon halb ein Fremder, schon losgelöst von allem, was eben noch so nahe war, schon mit dem ganzen Herzen dem neuen Leben zugetan und hingenommen von dem Strome der großen Begeisterung.

Er hatte alle die Monate her kaum mehr zurückgedacht an damals. Ei nun, eine Genossin bei der Arbeit, eine Magd, die ihn vielleicht auch schon vergessen hatte, und wohl daheim einen besseren fand. Er bildete sich gar nicht ein, daß sie seiner noch gedenken könnte.

Mit einem Male aber, als er hier im Dunkel am Zaune saß, stand alles so scharf und klar vor ihm, als wär' es eben jetzt und die heiße Mittagssonne stände am wolkenlosen Himmel. Warum auf einmal?

Da riß er ein Blättchen heraus, einen kurzen, auf schlechtes Papier geschriebenen Brief, den ihm die Feldpost vor ein paar Tagen gebracht. Der war das erste

Lebenszeichen von ihr, die er dort weit im Vaterlande zurückgelassen hatte.

Und er mühte sich, bei dem kärglichen Lichtschein, der aus dem Fenster fiel, die unsicheren Schriftzüge noch einmal zu entziffern, als hätte er das Schreiben erst diesen Augenblick erhalten.

Da schrieb sie ihm, angstvoll und scheu, und sagte, sie hätte es nicht getan, wenn sie die Not nicht triebe, aber es stehe nun so mit ihr, daß sie sich nicht mehr anders helfen könne. Und sie deutete doch nur an, was sie nicht sagen mochte, und brach ab, als wüßte sie nicht, was sie bitten sollte, und es hätte sie schon gereut, daß sie in ihrer Hilflosigkeit an ihn geschrieben, der doch da draußen seine eignen schweren Wege ging.

Er hatte nicht gewußt, was er anfangen sollte mit dem Brief, und es war ihm, dessen einfache Gedanken der Dienst im Felde so ganz gefangennahm, kaum zu Herzen gegangen, was da drinnen stand. In einem wunderlichen Gefühle hatte er das Schreiben verwahrt, und da er nicht wußte, was er tun sollte, so hätte er's wohl noch lange halbvergessen bei sich getragen.

Aber nun auf einmal wurde alles lebendig. Da drinnen der laute Kreis, die schöne Eve Prins, die ihm so lustig ins Angesicht sah, und auf der der andern Seite die junge Frau, die in geheimer Qual an den Gatten dachte, an den Vater ihres Kindes, und so einsam und schweigend saß, — und draußen im Felde der Tod, der nun die Sense so rastlos schwang, wie er selber damals im Korn um die uralte Eiche.

Da trieb es ihn hinaus in die Nacht und in die Stille.

Da ging's ihm auf, wie alles war und sein mußte, und

die Worte des armen Briefes redeten zu ihm, als wären sie mit Herzblut geschrieben.

Fort, nur fort, und nicht wieder dort hinein!

Er hörte einen leichten Schritt, der vom Hofe nach der Ecke kam, und sah in der weichen Nacht Eve Prins, die umherspähte und ihn suchte.

Fest drückte er sich in das Gestrüpp am Zaun und hielt den Atem an, als läge er auf Vorposten und dürfte sich dem witternden Feinde nicht verraten.

Sie stand zögernd still und beugte sich vor. Dann kam sie näher und lauschte. Und schon glaubte er, sie habe ihn entdeckt. Aber da wandte sie sich um und ging zurück, unschlüssig und langsam.

Als ihr Schritt über den Hof gegangen und im Hause verklungen war, wartete er noch ein Weilchen. Dann sprang er auf und eilte in die Gasse.

Dort liefen ihm rasche Kinderfüße in den Weg, und eine kleine schlanke Gestalt warf sich ihm entgegen.

„Da bist du?" fragte das Kind mit Lachen, aber doch ein wenig böse. „Sie suchen dich —"

„Geh' hinein, Meisje," antwortete er freundlich und wußte nicht, was er noch sagen sollte.

Sie hängte sich an ihn und wollte ihn mitziehen.

Da riß er sich los und sagte hastig: „Geh' nur hinein, und wenn sie dich fragen, so sag', ich käme nicht wieder, sie sollten's entschuldigen, meine Zeit wäre um, und ich hätte Dienst für die Nacht..."

„Oh," rief das Kind und wußte nicht, warum es so hart zurückgewiesen wurde.

Doch er lief schon um die Ecke in die tiefe Finsternis.

Es war ihm leid, daß er Griet Prins noch in die Hände

gelaufen war, und einen Augenblick reute es ihn, daß er sie so traurig hatte stehen lassen.

Aber umkehren? Nein, nein —

Und er rannte, als müßte er dem, was da hinten war, entfliehen und im eiligen Lauf den rechten Gedanken erjagen, mit langen Sätzen in die kühle, freie Nacht hinein.

Es war eine böse Nacht, die er im Halbwachen in seinem Scheunenquartier verbrachte. Wenn er sich unruhig umherwarf, schimpften die Kameraden im Traume, und wenn er ruhig lag, klang ihr Schnarchen durch die tiefe Stille und ließ ihn weder zum Nachdenken noch zum Einschlafen kommen.

Da stand er im ersten Morgengrauen auf und wusch sich am Brunnen. Er wußte nichts Lieberes, als jetzt mit den Pferden hinaus auf den Acker zu gehn. Dort in der mächtigen Weite, beim Trott der Gäule und dem kräftigen Duft, der aus den Schollen stieg, dort würde schon alles klar und hell in ihm werden. Zwar die muntere Griet Prins würde nicht mehr hinauskommen, das war gewiß. Aber er wollte auch keinen Menschen, er wollte mit den Gäulen reden und auf die Lerche hören, die hoch im stillen Himmel hing, und dabei seine Gedanken zusammensuchen und was Rechtes, Tüchtiges daraus machen. Es war ihm, als wäre alles schon vorgedacht und fertig und er brauchte nur noch einmal zu sich selber zu kommen und es zu finden.

Aber so ging es nicht, wie er sich's ausgemalt hatte.

Als er die Pferde herausführen wollte und die Kameraden schlaftrunken aus dem Stroh krochen, kam der Befehl: Satteln!

Hinaus hinter die Front.

„Was ist los?"

„Gefangene einbringen. Es hat ein Gefecht gegeben

in der Nacht. Da draußen wieder, bei Drie Grachten, wo es schon die ganze Woche hin und her ging. Aber diesmal gibt es gute Beute."

Also in den Bügel, statt auf den einsamen Acker.

Am Nachmittag kamen sie mit einem Trupp gefangener Belgier zurück. Die sahen elend aus, müde, abgezehrt und abgerissen, und hoben keinen Blick vom zerweichten Boden der Straße. Sie trugen das Leid ihres Volkes, das schweigend für den Briten litt.

Die Reiter zogen sacht neben den Gefangenen her und mieden Scherz und Zwiesprach, als würdigten sie den stillen Schmerz der Elenden. Heute mir, morgen dir, — da war kein Platz zum Scherzen.

In solchem stillen Reiten hatte Hans Scharrnagel gefunden, was er suchte —

Da drängte sich im Dorfe neugierig Volk, das es zurückzuhalten galt; und die guten, frohen Gedanken tauchten auf einmal unter. Er sah im Gedränge Eve Prins und neben ihr manch Gesicht, das ihm gestern beim Mahle vor Augen gewesen.

Und auf einmal löste sich mit lautem Schrei ein junges Weib, das ein Kind im Tuche trug, aus der Menge und stürzte, des Reiters nicht achtend, auf den Gefangenen zu, der mit verbundenem Haupte dicht neben dem Pferde ging. Sie lachte und wehklagte und hob ihm das Kind entgegen.

Der verwundete Soldat fuhr auf, wie von Sinnen, küßte das Kind und umschlang das Weib, als hätte er alles vergessen, was hinter ihm und was vor ihm lag.

Nun sah Hans Scharrnagel, daß es die war, zu deren Linken er gestern gesessen, und daß es Jan Brouwer war, den er da unter den Gefangenen gen Brügge führte, wo

sie die Bahn erreichten. Und er zog den Zügel kurz, machte sich am Riemenzeug zu schaffen, als hätte er da was zu richten, und ließ die zwei gewähren, so lange es anging.

Dann, als ein neuer Trupp herankam, drängte er den Gaul gemach herüber und rief sein Vorwärts.

Die junge Frau riß sich mit Schmerzen los. Sie hatte nicht erkannt, daß es Hans Scharrnagel war, der neben ihrem Manne ritt.

Noch einmal winkte Jan Brouwer, dann senkte er den Kopf noch tiefer und ging mit langen Schritten neben dem trottendem Pferde dem ersten Trupp da vorne nach.

Dem grauen Reiter war's, als sei ihm die letzte Last vom Herzen gefallen, daß es ganz frei und fröhlich wurde; und es stand ihm auf einmal in Sonnenhelle vor der Seele, wie schön es sein müßte, das auszuführen, was er sich auf dem Weg bis da herüber ausgedacht. Zum erstenmal wußte er's im tiefsten Herzen, was die Kameraden meinten, wenn sie von daheim sprachen, von denen, die sie hatten verlassen müssen, — wie schwer es ihnen geworden war und doch wie wunderleicht. Und er begriff den Sinn dieses großen Kriegs, der um die Heimstätten seines Volkes, um den Frieden der Häuser und Hütten ausgefochten wurde bis zum Ende, mit der letzten Kraft und dem letzten Tropfen Bluts...

Ein wilder Frühlingsregen stob über das Feld, als sie im sinkenden Abend von Brügge zurückgaloppierten ins Quartier.

Da trat er, triefend wie er war, zum Leutnant in die niedere, von trübem Qualm durchzogene Stube, und brachte sein Anliegen vor: daß er, solange das Regiment so in Ruhe lag, ein paar Tage Urlaub haben möchte hinüber in die Heimat.

„Teufelskerl," sagte der Leutnant und drehte sich im grellen Lampenlicht auf seinem Stuhle herum, was ist das? zweimal hätten Sie's haben können und haben allemal dableiben wollen. Und nun? was hat das zu bedeuten?"

Da hätte er am liebsten rechtsum gemacht. Aber weil er nun in der Klemme saß, sprach er frank und frei:

„Ich habe mir gedacht, es wäre nun Zeit, daß ich einmal nachsähe, wie es drinnen steht — Ich will mein Mädel frein, wie's mancher andre brave Kerl getan hat, daß sie nicht weiter über den Krieg hin bangen muß und mit ihrem Kind einen Namen hat, und daß ich im großen Vaterland auch was für mich zu verteidigen hab'. Und — und wenn mich nachher — der Teufel holt, soll sie doch wenigstens die Wohltat haben, die ihr von Staats wegen als einer Kriegerfrau zukommt..."

„So?" sagte der Leutnant. „Weht es daher? Nun das ist brav. Befürwortet! Ich denke, wir kriegen's morgen noch heraus. Besser jetzt als später. Denn lange kann das Stilleliegen nicht mehr dauern, wer weiß, wann sie uns brauchen, hier oder drüben im Osten!"

Es guckten ein paar vorwitzige Sterne durch das Gewölk, als Hans Scharrnagel vor die Tür trat. Denen blinzelte er mit innigem Verständnis zu.

„Nun ist der Weg offen," sagte er zu sich und lachte in die Nacht hinein. Und dann schlug er mit der harten Hand auf den Säbel: „Erst einmal Hochzeit und Kindelbier daheim. Hernach wollen wir's denen schon zeigen, was eine Faust kann, die das Stück Eisen für Weib und Kind aus der Scheide reißt, — Gotts Donner! — ob es nun in Flandern oder in Rußland gilt!"

Ein Abschied

Der Major war vor dem Eingang des großen Bahnhofs ungeduldig zuerst aus dem Wagen gesprungen und half der zierlichen, noch sehr jugendlichen Frau beim Aussteigen. Seine feldmäßige Ausrüstung zeigte, daß er vom Urlaub wieder an die Front ging. Das graugesprenkelte Haar unter dem abgeblendeten Helm verriet seine Jahre, aber die kurzen, raschen Bewegungen, das Feuer der Augen in dem ganz ruhigen Gesicht machten ihn jung.

Die Dame, die an seiner Hand leichtfüßig herausschlüpfte, war ganz in sommerliches Weiß gekleidet. Sie trug Blumen am Hut und an der Brust, sie wollte freudig und heiter scheinen, um es ihm leicht zu machen, aber ihr Gesicht war sehr ernst, ihr unsteter Blick suchte nach Halt und Hilfe. — Zwei entzückende kleine Mädchen von fünf und sechs Jahren folgten; ein schmächtiger Primaner hob sie von drinnen heraus und kam dann selbst nach, die Tasche des Vaters in der Hand und seine Decke über dem Arm.

Schnell, schnell. Andre Wagen drängen schon dahinter, zwei, drei — Durch die Türen des Bahnhofs ergießt sich hastiges Leben, heraus und hinein.

Der Major war am Schalter im Augenblick fertig. Dann gingen sie alle fünf durch den drängenden, summenden Schwarm, wie suchend, mit den äußeren Dingen beschäftigt, und doch ganz nach innen gekehrt. Ein paar Worte — welcher Bahnsteig, welche Minute — dann war auch das gesprochen.

Zu Hause war es zuletzt so still gewesen. Nur fort, wenn auch zu früh. Und die Fahrt durch die dunstige, heiße, volkdurchwogte Stadt war so rasch gegangen. Jetzt blieb noch ein Stück Zeit.

Nicht in die Wirtschaft. — „Hier", sagte der Offizier und schritt in den fast leeren Wartesaal voran. Die beiden Kleinen drängten sich scheu und schweigsam aneinander.

Da ruckte der Major den Kopf in die Höhe und zeigte die Zähne im Lächeln.

„Sieh mal Ilse und Friederike, wie sie sich's gleich bequem gemacht haben. . . . Die roten Polster gefallen euch wohl, ihr Nickel? ich glaube, das Sandmännchen kommt."

Die schlanke Frau hatte sich mit gesetzt und den Arm um die Kleinen geschlungen, die ihre langen weißstrümpfigen Beine behaglich baumeln ließen und aus großen Augen recht ernsthaft zu dem Vater aufsahen.

„Sie schlafen ja sonst immer um diese Zeit und sind heute morgen so früh heraus vor lauter Aufregung, weil ich ihnen gestern Abend beim Gutenachtkuß gesagt habe, du würdest heute reisen. Schon auf der Fahrt wurden sie müde." — Und dann nahm sie die Hand ihres Mannes und ihre Augen strahlten auf, als sie ihm zuflüsterte: — „Was bin ich glücklich, daß du wieder sprichst und wieder solche Augen machst. Du warst unterwegs so sehr still."

„War ich das? ach was, — weiß ich gar nicht. Die letzte Stunde hat man den Kopf immer voll, daß man nichts vergißt. Du lachst doch auch, Hannah, nicht wahr?"

„Ja ich will es —" Und sie lächelte mit zitternden Lippen.

Der Offizier sah sich um und strich ihr dann leise über die Stirn.

„Es ist entsetzlich schwül hier. — Du bist doch nicht böse, wenn ich einen Augenblick Luft schöpfe und einmal frage, wann die Sperre aufgemacht wird, daß ich gleich einen Platz belegen kann? — Bleib nur die Minute bei den Kleinen. — Hans, — du kannst ja mitkommen."

Er winkte herzlich und trat mit dem Primaner in die mächtige Halle hinaus.

Weit drüben auf einem der letzten Geleise war eben ein Schnellzug hereingebraust. Die Maschine fauchte noch und warf weißen Wasserdampf in kurzen Stößen nach dem hohen Gewölbe von Glas und Eisen hinauf. Rauschendes Leben strömte da drüben. — In der Mitte stand ein Zug zur Abfahrt bereit. Weiter hinüber nach der anderen Seite war alles still. Nur wenige Reisende bewegten sich da.

Dorthin schritt der Offizier langsam durch den Querraum vor der Schranke.

Von seinem runden, strengen Soldatengesicht war das Lächeln, das er drinnen gezeigt hatte, mit einem Male gewichen.

„Die paar Minuten mit dir allein, Hans", sagte er hart, „sie werden rasch vorbei sein, aber sie genügen."

Der junge Mensch sah erstaunt auf und blieb stehen.

„Vater —?"

Laß mich reden. Keinen Aufenthalt!" — Und dann packte der Mann plötzlich den Jungen an beiden Schultern und sah ihm scharf ins Gesicht.

„Zart bist du immer gewesen, Hans; aber in deinen Augen ist Lebenskraft. Du wirst dich machen. Kannst du schweigen?"

„Ja, Vater", sagte der Junge stolz, erschauernd vor dem tiefen Ernste, der in dem Worte des Mannes klang.

„Dann gib mir deine Hand, Junge, — fest, ganz fest,

so, — und laß mich von dir Abschied nehmen für euch alle. Denn du sollst es wissen: — Ich komme nicht wieder."

„Vater!" schrie der Jüngling auf.

„Ruhe. Willst du die Leute aufmerksam machen? Ich denke, du willst fest sein. Ist das der Beweis?"

„Ich bin fest", sagte der Sohn und richtete sich auf und biß die Lippen. „Aber warum, warum —?"

„Das will ich dir sagen, Hans. Ich habe zwölf Monate draußen gelegen und wollte es durchsetzen bis ans Ende. Im schwersten Feuer habe ich von keiner Gefahr gewußt; es ging so leicht, so leicht, es war das Aufleben des Soldaten, der sein Dasein dem schönsten Zwecke hingegeben, es von einer großen Tat gekrönt sieht. Ich kam auch nicht, als unser Ernst in Galizien gefallen war, mein braver Ältester, dein einziger Bruder. — Aber dann befiel es mich auf einmal vor drei Wochen ganz plötzlich, ohne jeden Anlaß, ich mußte nach Hause, zu euch, zu euch; eure Stimmen hören, eure Gesichter sehen. Ich hatte eine Unruhe, es ging nicht mehr wie früher, es war, als müßte ich mir neue Kraft und Heiterkeit bei euch holen, — und ich nahm Urlaub und kam."

„Wie du mit mir sprichst, Vater!"

„Ja, es ist das erste Mal, daß ich so zu dir rede, wie zu einem Erwachsenen, einem, der mir innerlich gleichsteht. Es muß sein, — du bist der einzige Mensch, mit dem ich diese Unterredung führen kann. Glaube mir, Hans, ich habe mich in den letzten zwei Tagen unaufhörlich damit abgekämpft, ob ich sprechen sollte oder nicht, und beschlossen und verworfen und wieder beschlossen und verworfen, — bis wir in den Bahnhof traten, bis die Uhr mir sagte: Es ist Zeit, — du hast noch eine halbe Stunde. Aber da wußte ich auch: nicht mit Mama, nur mit dir."

Er winkte ab, als ihn der Sohn besorgt unterbrechen wollte, schritt mit ihm ein paar Schritte auf und ab und blies durch den Schnurrbart. — Luft — So, so ist es gut —

„Nein nicht mit Mama. Sie hat es herausgewittert und fühlt es auch: Es ist das zweite Mal, das letzte Mal. Lieber Hans, was waren die ersten zehn Tage bei euch für eine wunderbare Zeit, so reich, so golden, so über alle Worte schön. Aber gerade das war es; dann kam ein Erwachen aus dem Überschwang. Nüchternheit; die ersten Anordnungen für's Packen . . . Und dann plötzlich mitten in der Nacht kam die klare Erkenntnis: noch zwei Tage, die letzten zwei Tage zusammen für das ganze Leben."

„Vater, das ist doch nur ein unbestimmtes Gefühl, und so natürlich vor dem zweiten Abschied", sagte der junge Mensch und schämte sich sogleich, weil er empfand, wie abgeschmackt das aus seinem Munde klang.

„Willst du mich irreführen — oder mich belehren", versetzte der Major mit herbem Lächeln, — „der Knabe den Mann, der Schüler des Lebens den alten Soldaten? Laß nur, ich weiß ja, du meinst es gut, Hans. — Ich habe nie was auf Anzeichen und sogenannte Ahnungen gegeben und bin kein Mensch, der Gefühlen nachhängt, mein lieber Sohn. Aber es gibt Gewißheiten, die unmittelbar aus der Natur, aus dem Grunde der Dinge aufsteigen. Das ist es."

„Vater, es ist schrecklich, was du sprichst. Du schriebst doch immer, du habest das Glück zum Adjutanten. Und dein Bataillonsstab liegt doch auch gedeckt."

„Das habe ich Mama auch gesagt; lasse sie dabei, mein Junge. — Dir will ich es offenbaren; wir kommen in den Hexenkessel, wenn ich draußen bin, und wir wissen, daß der Feind zu seinem schwersten Angriff rüstet. Ich habe mich

auf die Stunde gefreut und ersehne sie mit Ungeduld, das brauche ich dir nicht zu sagen. Durch kommt keiner. Aber ich weiß jetzt, seitdem ich bei euch war, daß ich unsern Triumph nicht mehr feiern werde."

Der Jüngling stand kerzengerade. Er zog die Brauen zusammen und fragte, seine hohe Erregung niederkämpfend, mit düsterer Entschlossenheit:

„Und, warum, Vater, — wenn du das glaubst — sprichst du es vor mir aus und machst mir diese furchtbare Qual?"

Der Major sah mit soldatischem Wohlgefallen auf die gerade Gestalt, die künftige Kraft verhieß. Dann klopfte er dem Sohne leicht auf die Schulter.

„Nicht um dieser Erkenntnis selbst willen, Knabe. Nicht um mich zu befreien. Ich sage dir: Hier zu sprechen ist schwerer als zu schweigen. — Lächeln und schweigen wäre leicht. — Ich freue mich, dich so aufrecht zu sehn. Vieles wandelt die Zeit. Dieselben Dinge scheinen zu verschiedenen Zeiten anders. Aber du wirst den Deinen bleiben, was du bist, wirst du ihnen erst etwas Ganzes werden . . . Bitte, lieber Hans, ich bin noch nicht fertig. Was ich gesagt habe, war nur Vorbereitung, Begründung, sonst nichts. Was ich dir sagen wollte, kommt nun. Ich habe einen Auftrag für dich; sei ohne Sorge, ich lege keine schwere Last auf deine jungen Schultern, nur ein liebes Vermächtnis in deine Hände. — Als deine Mutter so jung starb, Hans, wollte ich abschließen, und mit dir und Ernst meinen Weg allein gehen. Das Leben hat es anders gewollt. Ich lernte Hannah — ich lernte Mama kennen und heiratete wieder. Jede Stunde meines neuen Lebens habe ich diesen Entschluß gesegnet. Um meinetwillen, denn mein früh verdunkeltes Leben wurde hell, meine Seele wurde erst reich in der Sonne, meine Kraft

schlug Wurzeln; ihr habt mich oft damit geneckt, daß ich so alles in meinen Dienst hineinlegte; aber ich wäre in diesem Jahre draußen vor dem Feind nicht der gewesen, der ich war und bin, wenn nicht dieser Segen des Hauses um mich und in mir gewesen wäre. — Und auch um euretwillen, Hans. Sie war wohl ein wenig zu jung für euch damals als neue Mutter. Aber sie hat euch ihr ganzes Herz aufgetan. Und du hast doch noch eine weiche Hand auf deinem Kinderkopf gefühlt, mein Junge, damals vor sieben Jahren."

„Ja, Vater, und wir haben Mama vergöttert."

„Weiß ich, mein Braver; schon gut. Und nun höre: — Sage ihr, wenn ich nicht mehr bin, jedes Wort, das ich in dieser Stunde zu dir gesprochen habe; merke es gut! Sage ihr, daß sie mich froh und stark gemacht hat, und daß ich sie namenlos lieb gehabt habe. Ich habe das nie aussprechen können und könnte es heute vor ihr nicht, und schreiben kann ich so was von draußen erst gar nicht, mit dieser Hand, die nur Befehle zu schreiben gewohnt ist; es würde mir wie eine Entweihung vorkommen. Sprich das zu ihr und bestelle ihr mit dem letzten Gruß den Dank deines Vaters und das Wort von mir, sie soll sich aus der Trauer erheben und gedenken, daß sie in diese Spanne gemeinsamen Weges den Reichtum eines ganzen Lebens hineingetragen hat. Sage deinen Schwestern, einst, wenn sie groß sind, wie unendlich glücklich sie mich als Kinder gemacht haben. — Dir selber zu danken, mein Junge, brauche ich nicht, — ich tat es im Herzen längst und tue es durch diesen Auftrag. Gib mir deine Hand. Gut so; nicht wahr?"

„Ich will alles, lieber Vater", stammelte der Sohn, während es heiß in ihm heraufstieg. „Aber nicht ich, — du sollst es ihnen einst selber sagen, wenn du glücklich zurück bist und über diese Abschiedsstunde lächeln kannst."

Der Major schüttelte leicht den Kopf. „Du bist ein guter Sohn, Hans, aber mach' es mir nicht schwer. Ich weiß heute, warum es mich hereingetrieben hat. Es war das stumme, dunkle Muß, Abschied von euch zu nehmen, denn das erste Mal war nicht so. Wohl habe ich mir Gesundheit und neue Stärke geholt, aber in einem andern Sinne und zu anderem Zwecke, als ich gedacht hatte. — Also geschwiegen bis dahin! und Kopf oben, daß du keinen Argwohn weckst. Verstehe mich recht: Du mußt nicht glauben, daß ich mit Trauer hinausgehe. Wenn ich den Bahnhof hinter mir habe, bin ich fertig damit und weiß nichts mehr davon. Ich zittere ja vor Sehnsucht, wieder zum Bataillon zu kommen und dabei zu sein, wenn es los geht. Dann werde ich lachen und die Gefahr in den Wind schlagen. Ein brausendes Hurrah fürs große, heilige Vaterland! — So sollst du mich kennen, wenn du zu mir hinausdenkst. — Sie werden deinen Arm nicht brauchen, bis sie zum Siege blasen. Aber sollte es sein, so weiß ich: Du bist wie ich und lebst und stirbst wie ich —"

„Ja", sagte der Primaner mit leuchtenden Augen und stand wieder gerade wie ein Grenadier.

Der Offizier streifte ihn mit einem raschen Blicke. „Ach ja, das noch", sagte er dann sehr schnell: „Holt mich nicht herein, laßt mich draußen unter den Kameraden, in der Erde, die unser Blut getrunken hat. Und du hebe dir meinen Säbel auf, wenn er in deine Hände kommt —"

Da erschütterte ein Sturm die Glieder des Jünglings.

„Vater, ist es denn wahr?" keuchte er hervor.

„Die Zähne aufeinander, Junge!" befahl der Major kurz und rauh. „Tränen? Was ist das? — Jetzt beweise es! — Sieh die Leute alle; — da, die Schranke ist ja offen. Komm, wir wollen die andern holen."

Er ging festen Fußes zwei Schritte voraus auf die offene Tür des Wartezimmers zu.

Ein großer grauer Landwehrmann, mit Gewehr, Tornister und Feldkessel bepackt, einen kleinen Knirps an der Hand und die Frau neben sich, strebte nach dem Ausgang.

Der Major rief ihn an. — „Sieh mal, Kummer von der dritten Kompagnie! Auch herein und auch schon wieder hinaus?"

„Jawohl, Herr Major!" lachte der Graue.

Der Offizier lachte auch, heiter und herzerfrischend. „Na, ist recht so; es war wohl schön? Aber nun brauchen sie uns draußen."

„Ich gehe gern wieder hinaus, Herr Major."

„Auf Wiedersehen, Kummer." —

Die schöne Frau trat eben mit den Kindern unter die Tür.

„Da seid ihr ja! Sie haben sich ausgeruht und wollen durchaus zu dir." Ihr Blick streifte die Gesichter des Vaters und des Sohnes. „Hans ist so blaß. Aber du lachst, ach, das ist so schön. Wo bleibt ihr denn nur?"

„Wir waren immer hier. Ich habe Hans nur noch ein paar Verhaltungsmaßregeln gegeben. Nun kommt, es ist Zeit."

Das Gewühl wuchs rasch. Von allen Seiten kamen eilige Menschen.

Als der Platz im Zuge gefunden war, standen sie noch eine Weile zusammen vor der Treppe des Durchgangswagens.

„Wenn ich denke, wie es das erste Mal war", rief die Dame plötzlich erregt, „als du mit dem Bataillon gingst, im Rausch der Begeisterung, wie leicht das war, und heute!"

Am nächsten Wagen riß sich der Landwehrmann schweigend von Weib und Kind.

„Sieh hinüber, wie prachtvoll sich die Frau hält", sagte der Major. Und dann lachte er: „Also jetzt, blanke Augen! Die Zeit ist um. Lachende Gesichter für die Erinnerung." Er hob die beiden Mädchen herauf und drückte sie an sich.

„Lebewohl, einen Kuß, Hans. — Einen Kuß, Hannah!"

Als er auf dem Trittbrett stand, drängte sie noch einmal mit wilder Gewalt zu ihm. — „Du kommst wieder, Felix!"

Da riß er die feine Gestalt mit starkem Arme zu sich empor auf die Stufen und preßte sie an sich. „Hannah! — Tapfer!"

Dann, als die Achsen kreischten, stand er drinnen, die Hand zum Gruße am Helm, unbeweglich, mit klaren Augen und lächelnden Lippen, bis sich die Räder schneller drehten und die Wagen an den Zurückbleibenden vorüberflogen. — Noch ein Gruß aus dem Fenster, an der Kurve draußen, — und wehende Tücher, weit, weit dahinten —

Wie Martin Brandhofer heimkam

Seit zwölf Stunden raste der Zug so durch deutsches Land, die ganze Nacht durch, in den Morgen hinein. Und lange vorher war es drüben über der Grenze so gegangen; ein kurzes Anhalten, Rennen und Lärm und Türenschlagen, und dann immer das eiserne Gerassel der Räder, die Stunde um Stunde zermalmten.

Als es auf deutschen Boden ging, war ein großes Jubeln gewesen. Und nun lag schon eine Ewigkeit dazwischen, eine endlose Reise. — Ach, war das deutsche Land groß, und so still, so voll Frieden in der tiefen Herbstruhe. Kein Wachtposten mehr an der Strecke, keine Marschkolonnen auf den einsamen Straßen.

Der Soldat Brandhofer war unter dem ausgebleichten Mantel zusammengekrochen und sah durch die Scheiben, neugierig wie ein Kind, das zum erstenmal in die Welt kommt, — von Hause fort, in die große, stumme Welt. Und es ging doch heim, aus der großen Welt zurück, aus einer Welt voll Taten, voll Blut und Grauen. — War das erst gestern gewesen, daß er in Belgien aus dem Lazarett auf die Straße getreten war, mit seinem Mantel und seinem Stock und seinem Bündel, den Ausweis für die lange Fahrt in der Tasche? Es dünkte ihn, nach dieser in Halbschlaf und müden Gedanken verdämmerten Nacht, als müßte es viele Tage, viele Wochen her sein.

Gesellschaft war mit ihm gewesen, alle die langen Stunden her; graue, abgeschabte Gesellen wie er, die ein

Jahr hindurch mit allen Mühsalen gerungen und dem Schrecken ins starre Antlitz gesehen hatten und die doch so herzlich fröhlich waren wie gute muntere Buben. Wo waren sie? Er hatte wohl ein wenig geschlafen, eine Stunde oder zwei. Als er auffuhr, war er allein. Drüben hinter der Wand atmeten noch ein paar im tiefen, ohnmächtigen Schlummer, auf den hölzernen Bänken hingestreckt; aber hier war keiner mehr.

Mit einem Ruck hielt der Zug in einer langen, halbdunkeln Halle. Die Türe aufgerissen, Kälte sprang herein, beißender Kohlendunst. Unter den Wagen vor zischte weißer Wasserdampf. Durch die wallenden Nebel huschten junge Helferinnen in blauen Kleidern und weißen Häubchen.

„Kaffee! Wer wünscht Kaffee?"

„Hier, hier, hier!"

Überall streckten sich aus den Fenstern die Arme, bogen sich graue Körper hervor, derbe Köpfe drüber, lachende Gesichter.

Und die frischen Mädels drunten lachten auch, während sie ihre Gabe heraufangten, — nickten, wie gute Bekannte, die sich freuten und nur auf den Besuch gewartet hatten.

Der Soldat Brandhofer hatte sich in die Ecke gedrückt, mit der rechten Seite, wo sonst der Arm gewesen war und nun der leere Ärmel hing. Jetzt war lange Tag; und es konnte ja einer hereinkommen und ihn ausfragen, und er wollte nicht ausgefragt sein.

Ein paar braune Augen, die suchend an den Fenstern hingingen, hatten ihn doch erspäht.

„Mögen Sie nicht?" bat es recht freundlich herauf.

Da stand er auf und nickte auch und nahm die Blechtasse mit dem dampfenden Getränke.

Drüben donnerte in voller Geschwindigkeit ein andrer Zug herein und stand fest mit quietschenden Bremsen.

Durch den weißen Rauch, der wieder alles verschlang, stürmten undeutliche Gestalten in Menge. Schwere Stiefel auf den Trittbrettern, drängende Leiber in der Tür, zwei, drei, fünf hintereinander. Gepolter, Lachen und eilfertige Hilfe.

Und nun ein Pfiff drüben, ein Pfiff hüben, ein zwiefaches Rollen. Grüßende Hände von unten, winkende Arme von oben und lachende Gesichter, als kämen sie vom Feste, als führen sie zum Feste, alle die Beurlaubten, Entlassenen, halb gesund Gepflegten. — Die Blechtassen flogen im Bogen auf den Stein hinaus, eine — ein paar hinterher — und nun ein ganzer Regen, den ganzen rollenden Zug entlang. Das schepperte und tanzte und klang so lächerlich, so lustig. Und ein Laufen und Bücken danach — bis eine schwere Rauchwolke alles begrub.

Die in dem jagenden Zuge waren nun eine Welt für sich. Eine andre gab es nicht mehr. In jedem Abteil war eine Welt für sich.

Neben Martin Brandhofer saß ein langer pommerscher Kriegsfreiwilliger mit verbundenem Kopf, zurückgelehnt, als ob er schon lange den Schlaf vergeblich gesucht hätte, und gegenüber ein blutjunger Husar, so dürr in seinem grauen, ausgewaschenen Schnurröckchen, und so hohläugig, so eingefallen das braune, still lächelnde Gesicht. Die schienen zusammen schon ein gutes Stück Weg gefahren zu sein.

„Kommst du von draußen?" fragte der Husar nach einer Viertelstunde.

Martin Brandhofer nickte nur, ruckte die Achsel vor und zeigte seinen schlaffen Ärmel. Zu dem Reiter, der so lange gewartet hatte, als es die Kameradschaft erlaubte, hatte er Vertrauen.

Der Husar warf nur den Kopf ein wenig zurück, so als wollte er sagen: Ja, ja, ich hab' es gesehen, das ist nun so. Aber er sagte gar nichts. Wozu? Das wußte jeder, was es zu tragen und zu leiden gab, das brauchte man nicht erst zu nennen und zu rühmen. Wo es geschehen war und wie, was kam drauf an? Im Felde war es gewesen, — für Deutschland hatte es sein müssen, — ach was, für Deutschland! so großartig! es hatte eben sein müssen; gut damit.

Die Art tat dem Einarmigen wohl. Was war das schön, noch so eine Gesellschaft zu haben . . .

„Und ihr?" fragte er kurz.

„Zusammen aus dem Spital, aus der Pfalz," antwortete der Husar. Und dann lachte er. „Weiß Gott, warum sie uns dahinüber gesteckt haben."

„Wart ihr nicht in Frankreich?"

„Behüte, in Rußland von Anfang an."

„Bist verwundet gewesen?"

Der Reiter schüttelte den Kopf.

„Ruhr," sagt er karg. — Und nach einer guten Weile setzte er mit einem Lächeln, unter dem die Mundwinkel schmerzlich zuckten, hinzu: „Ich habe was durchgemacht; — viel hat nicht mehr gefehlt . . . ."

Und sie nickten beide und wußten genug.

Eine lange Zeit schwiegen sie so, während die wütende Eisenschlange rastlos dahin fuhr. Die andern waren eingenickt, der eine über einer Zeitung, der andre über einem Bissen Brot. Der große Pommer stöhnte leise im wachen Schlaf.

Der Husar mochte auch seine Gedanken haben. Er saß gekrümmt und sah mit weiten Augen vor sich nieder. Er hatte was Herzliches, was kindlich Fröhliches in seinem mageren Gesicht, aber der leidende Ausdruck ließ es nicht

recht hervorkommen. Im Frieden mochte es wohl ein feiner Junge gewesen sein.

Dann fuhr er auf und richtete seine paar Sachen im Netz droben zusammen. Er brachte behutsam ein bauschiges, knittriges Papier herunter und schlug es mit scheuer Sorgfalt auf, als könne er da etwas Kostbares, Heiliges zu Schaden bringen. Ein paar weiße und rote Rosen waren drin, volle, frische Gewächshausrosen.

Der Husar sah den stillen Blick, der auf die Rosen fiel.

„Von der Schwester im Spital," lächelte er mit der zärtlichen Dankbarkeit eines beschenkten Kindes. Und dann bettete er seinen Schatz wieder droben zwischen die Päckchen und Bündel.

„So, in Rußland," sagte Martin Brandhofer, „da habt ihr wohl was ausstehen müssen?"

„Bah," wehrte der Husar ab, „lange nicht so viel wie unsre Pferde."

Und dann strahlte sein abgemagertes, braungelbes Jungengesicht auf, und er erzählte.

Der hatte auch was erlebt bei seinen zwanzig Jahren. Bald vor Warschau, bald im Süden, bald ganz im Norden, alles im Sattel, durch Schlamm und Kot und Wüstenei, tagelang ohne Schlaf; immer Marsch und Gefecht, und Gefecht und Marsch.

Was war das schön, noch so eine Gesellschaft zu haben.

Irgendwo in einem großen Bahnhof hielt der Zug wieder. Der Schnurrock sprang hinaus und brachte eine Handvoll Zigarren zurück. — Dann stand eine Samariterin vom Roten Kreuz vor der Tür, klein und zart, mit einem großen schweren Koffer, und suchte und war unschlüssig.

„Bitte, Schwester," rief der Husar und hob ihr den Koffer herein. Und sie rückten alle zusammen und machten

ihr einen guten Platz. Es lag etwas wie eine altheidnische Frauenverehrung, Priesterinnenverehrung, in der Art, wie sie es taten, und eine ganz moderne Kameradschaftlichkeit.

Die Schwester hatte Schokolade und Äpfel. — Dann war's, als hätte ihre sänftigende Nähe alle schweren Erinnerungen verjagt, alle tiefe, tapfere Jugendheiterkeit ans Licht gerufen.

Da wurde der hohläugige, dürre Husar wieder ein lustiger Junge, der mit Lachen berichtete, wie die Musketiere in Polen die Hühner mit dem Bajonett von den Bäumen geholt und wie die Reiter ihre Gäule vor den Läusen gerettet hatten. Der Pommer wurde auch munter und vergaß sein Stöhnen. — Und zuletzt erzählte Martin Brandhofer gleich den andern.

Sie waren alle so fröhlich, die Schwester auch. Das kleine, dunstige, öde Wagenabteil, in dem sie gedrängt saßen, war das behaglichste Zimmer, das man sich denken konnte.

Kameraden, — das war es. Alle miteinander. Die Schwester auch.

Der abgezehrte, von der Krankheit erschöpfte Husar hatte am weitesten. Noch bis tief in die Nacht hinein sollte er so fahren. Aber er klagte über nichts, alles verstand sich von selbst.

„Wohin geht es denn?" fragte die Samariterin.

„Nach Hause zu Muttern," sagte er und lächelte, — „und dann wieder zur Schwadron."

Sie hatte den Ort gemeint, als sie fragte. Aber die Antwort war doch viel besser. Was ist ein Ort? Häuser und Menschen wie überall.

Nach Hause — und zur Schwadron; das war etwas.

Da waren die letzten paar Stunden hingehuscht, schnell

wie der rasende Zug. Als Martin Brandhofer einen Blick durchs Fenster warf, sahen die Berge und Dörfer auf einmal so vertraut aus, so vertraut und zuerst so seltsam fremd, wie Bekannte aus alter, alter Zeit.

Und nicht lange darauf hielt der Zug mit einem Zittern, einem tiefen Atemholen, das sprach: Nur einen Augenblick Ruhe, dann weiter, weiter —

Da hieß es eilig hinauszukommen. Und das war gut. Sie halfen ihm, daß er auf den feuchten Stufen nicht fiele. Gute Worte und Wünsche herüber und hinüber, einen Abschiedsgruß noch im Aussteigen, über die Achsel zurück... Dann stand er draußen, von Rauch umweht und sah die Köpfe im Dunst verschwinden. Einen Augenblick später war es ganz still um ihn.

Er lauschte noch, aber die lärmenden Räder waren schon weit. Es war ihm, als hätte er die liebsten Menschen in der Welt mit einemmal verloren, die Menschen, die fühlten und lebten wie er und ihn verstanden.

Heimat! — hier war eine ganz fremde Welt, — was wußten die hier, was konnten sie wissen, es mußte ja ganz anders sein.

Er suchte ein bekanntes Gesicht, aber der Schaffner an der Sperre war ein Aushelfer von irgendwoher, der alte Stak längst draußen in einem Landwehrregiment.

Eine Stunde hatte er noch zu gehen durch das große Seitental bis dorthinein in die Berge, wo er zu Hause war. Darüber war er froh. Und er machte sich auf, bog in den Fahrweg, ohne mehr einen Blick hinter sich zu werfen, und ging nun bedächtig zu. Eine Stunde noch allein; die wollen wir auskosten.

Der Mutter hatte er es ja schreiben lassen, daß er so weit sei und daß er nun kommen würde, aber Tag und Stunde

nicht. Sie sollte ihn nicht zuerst auf dem Bahnhof sehn und nicht vor den Leuten weinen . . .

Wohl schlug ihm das Herz hoch, daß er nun wieder an ihrem Tisch sitzen und in ihre stillen, milden Augen sehen sollte. — Dann kam's ihm, daß doch nun alles anders wäre, keine frohe Arbeit und keine frohe Rast mehr. Und es zuckte ihm in der rechten Achsel, die nichts zu halten und zu tragen hatte.

Er war keiner von den Derben und Lauten und Lustigen. Schlanker als die andern, zarter und kleiner; aber in seinem Wesen von Jugend her streng, herb und fest in sich selber. Die Mutter hatte ihn oft darum in Liebe gescholten, die Lehrer hatten's ihm vorgerückt. Aber es war und blieb seine Art, schweigsam, ernsthaft und finster zu sein.

Der eine trägt das Leben leicht, der andre schwer, sagte er zu sich, als er daran dachte; kann sich's einer geben und nehmen?

Und er schritt seinen Weg fort — ohne Tritt, wie es hieß —, recht gemach, daß er sich selber nicht störte. Die Berge standen dunkel unter dem trüben Himmel, sie waren links und rechts zusammengerückt in Reih und Glied, nur ein mächtiger sprang trotzig vor, wie ein guter Hauptmann. Dort mußte er vorbei, da hinten lag sein Städtchen. Der Herbst hatte die Hänge des Berges rot gemacht, aber diese grelle Buntheit in der toten Natur, ohne das Lichterspiel der Sonne, war schreckhaft.

Es war doch eine fremde Welt hier drinnen im Herzen des Reichs. Draußen die bebende Hast, das wild überstürzte Leben, und mitten in dem Wust ein Glück in der Seele, ein Vertrauen und eine Lust an der Kraft. — Aber hier — und nun so —

Was sollte einer noch unter den Menschen da drinnen,

wenn er so nach Hause kam. Was würden die erst fremd und kalt geworden sein, wenn schon auf dem alten Stückchen Heimaterde die Berge und Wälder so gleichgültig, so blind und stumm und taub am Wege standen.

Er rückte die Mütze, zog den Mantel zurecht und stieß den Stock tiefer in die ausgefahrenen Rinnen.

Kommt nichts drauf an!

So braucht man keinem zu danken, wenn sich keiner um einen schiert. Es tut nicht weh. Brauchst es nicht zu denken, Margarete Rinkart. Es geht ganz gut so, wir wissen schon, was wir wert sind, und im Felde draußen wußten sie's auch.

Redest dich wieder in deinen alten Unfrieden hinein, wie vormals als Bub? haderte er mit sich. Und jetzt gerade, wo dir das Herz pochen sollte in der stillen heimlichen Welt!

Aber diese Erkenntnis hatte keinen Bestand. Das war die Welt, in der er bis an den Krieg sein Jugendleben hingebracht, aber auch die, in die er seine verschwiegenen bittern Schmerzen hineingelebt und hineingesonnen hatte. Was für Schmerzen? wen kümmert's? Seine Schmerzen, die er sich selber gemacht mit seiner Art, ohne Grund und Not, weil er es so haben wollte in Starrheit und Eigensinn. Könnte die Welt nicht so sein und könnten die Menschen nicht so sein? und warum geht es der Mutter nicht so, und warum mußt du gerade so ein Kerl sein, und warum dir immer solche Gedanken machen? Das kannt' er nicht anders von Jugend auf.

Darum war der Himmel so trüb und waren die Berge so finster, weil er verschlossen und trotzig zu ihnen kam und gleich nur Übles dachte.

Wo die Brücke über den Bach sprang, stand ein Steinkreuz am Weg, — drei Schritt ins Gras hinein, plump und nieder und von Jahrhunderten zermürbt und zerfressen.

Er kannte es gut. Einst hatte er oft dahinter gelegen und nachgedacht, was sich da begeben haben mochte, ob es ein Blutkreuz oder ein Pestkreuz war. Nun war's ihm gleichgültig, und er setzte sich darauf, ein wenig auszuruhen.

Hatte er vielleicht unrecht? War es nicht erst draußen von seinem Herzen gefallen wie eine harte Rinde, und ihm ein klares, bewußtes Leben aufgegangen in Elend und Gefahr, im Graben und im heißen Gefecht? War das nicht anders gewesen, hatte er nicht lachen gelernt mitten in Qual und Entsetzen?

Also saß er da auf dem Stein und dachte wieder hinaus, ehe er noch ganz heimgekommen war. Er hatte den Rücken gegen den Berg gekehrt, daß er das starke brennende Laubrot nicht sähe, das dort aus den Hängen brach, und starrte in das fließende Wasser zu seinen Füßen. Dunkel war es und hart in der glimmernden Sonne, die jetzt durch den Dunst kam. Und es war ein seltsames Leben in dem weltfernen Gewässer, — ein Kommen und Eilen. Hier war die Oberfläche ganz glatt, hier aufgekräuselt in Ungeduld, hier tief gewölbt in wildem Drang. Über die grünen Streifen am Boden trieben bunte Blätter, huschten die kleinen Fische. Das war wie das Leben selber, ernst, eilig, zwecklos. Ob so ein gelbes Blatt, — ob ein Schiff, das tausend Leben trägt, was macht's für einen Unterschied!

Er wurde aber nicht gewahr, daß sich die Heimat, die er einst mit schweren und leidreichen Gedanken angefüllt hatte, in dieser Stunde der Heimkehr an ihm rächte und ihm das alte Leben aufzwang, als wollte sie ihm nun das neue, bessere, das er mitbrachte, nicht gönnen.

Da trabte und rollte es den Weg durch das stille Tal herauf, den er gekommen war, und er sah durch die Büsche den nickenden Pferdekopf und kreisende Räder.

Also stand er auf und ging weiter ohne Umsehen, denn es wäre ihm unrecht gewesen, hätte ihn einer da am Wege rastend gefunden, wie einen Bettler oder Wanderburschen. Im Schritt nach Soldatenart fort, da konnten sie ihm mit ihren Gedanken nichts anhaben.

Nach kurzer Frist hatte ihn das Wäglein eingeholt und schaukelte in den Furchen an ihm vorüber. Es war eine altertümliche Kalesche, und vorn neben dem Kutscher saß einer mit grauem Kopf und mit ein paar klaren Augen im welken Gesicht.

„Der Rentmeister drunten von Schillingsbach," dachte er, — „der das Reißen hat und Jahr und Tag nicht herauskommt, was hat der da heroben zu schaffen?" Aber er ging seinen Weg fort und sah gerade aus.

Da fiel der Gaul unter dem Zügelruck in Schritt, und der Rentmeister sah sich um und nickte.

„Sitz' auf."

Der Soldat kroch auf den Rücksitz und ärgerte sich allsogleich, daß er's so willig getan hatte.

Aber der alte Herr sah noch einmal recht ernsthaft freundlich herum, als wollt' er ihn drum loben.

„Bist nicht der Brandhoferin ihrer?" fragte er.

„Jawohl," sagte Martin, und er merkte wohl, wie der Blick des Alten über das schwarzweiße Band in seinem Knopfloch ging und weiter über den schlappen Armel hinunter.

„Und aus dem Feld heim? — Wo ist es denn geschehen?"

Kein großartiges Wort, kein qualvoll Mitleid; nur ein Stück guten treuen Anteils. Das war dem Burschen recht.

„Bei Hooge," sagte er kurz und machte auch kein Wort dazu.

Der Alte fragte nicht weiter, und der Martin fragte auch nicht, was den Rentmeister hinauf ins Bergstädtchen führte. Er hatte aber wohl gesehn, daß der Schillingsbacher drei, vier bunte Abzeichen links auf dem schwarzen Rock trug.

Feste werden sie feiern, grübelte er, — während es unsereinen so geht.

Das Rößlein lief seinen harten Trab, hinter dem krummen Hang spitzten schon die Giebel hervor, zwischen denen sich der dicke Kirchturm breit machte. Da zog der Soldat die Stirne kraus und wurde dem Rentmeister gram, daß er ihn so ungefragt aufgeladen hatte und so eilig ans Ziel führte.

Denn er wäre gern allein das letzte Stück Wegs geschlendert, weil er noch nicht fertig war mit seinen Gedanken und den Faden noch nicht zurückgefunden hatte zu der Freudigkeit, die ihn im Feld und im Spital unter jenen andern Menschen so glücklich gemacht hatte. Es war ihm auf einmal, als gehörte er nicht mehr sich selber so an wie draußen unter dem scharfen Kommando, als wär' ihm mit Gewalt der Wille geraubt, zu kommen oder zu bleiben.

In dem Augenblicke hatte er alles vergessen, was in dem Städtchen war, und wäre am liebsten hinausgesprungen, ob er dabei auch den andern Arm hätte verlieren mögen. Eine heiße Sehnsucht war in ihm, wieder in dem rasselnden Zuge zu sein, bei den Menschen, die mit erlebt hatten, was in ihm lebte, bei den letzten, mit denen er zusammen gewesen, den armen Kameraden und der jungen Schwester.

Und endlich, als die vertrauten Mauern schon aus dem Herbstlaub wuchsen, richtete er sich mühsam auf und brachte es heraus:

„Lassen Sie mich absteigen hier, weil ich nun bald zu Hause bin."

„Es ist doch noch ein Stück hinein."

„Ja, aber lassen Sie mich nur absteigen. Und schönen Dank."

Das Wäglein hielt und rollte weiter.

Da ging er langsam mit seinem Bündel und seinem Stock das letzte Ende Wegs am Bache hin, zwischen den alten herbstbunten Bäumen, die ihn wie in einer feierlichen Halle empfingen. Drüben über der kleinen Brücke lagen schon die beiden ersten Häuschen der Stadt, dicht zusammengebaut, licht und freundlich in der ungewissen Herbsthelle, mit huschligen roten Dächern und den klugen, blanken Fensteraugen, mit den aufgeschlagenen Läden und den bunten Blumen, die noch hinter den Scheiben leuchteten, während der Garten entfärbt und die Laube entblättert lag.

Dort hinüber sah er, als wäre er da zu Haus, und tat's doch nur, um den Blick bis zuletzt vom eignen Besitztum zu lenken.

Aber nun ging's nicht weiter, wenn er nicht an der heiligen Scholle vorbeischreiten wollte.

Da wandte er sich schwerfällig herum und stand vor der Zauntür und sah unter den dunkeln Bäumen das niedrige Haus über dem Grasgarten, — du lieber Himmel, kaum eine Hütte, zu deren vermorschtem Schindeldach er schon als Bub hinaufgelangt hatte, wenn er auf der Schwelle vor der rissigen Holztür stand.

Das Todesschweigen des Herbstes ringsumher, das kein fallender Tropfen, kein raschelndes Blatt entweihte, tat seinem Herzen wohl; und er hielt den Atem an und lauschte der wehen Stille.

Aber dann fuhr er in heißen Angsten auf, als könne diese Totenruhe mehr bedeuten, und ging steif den kurzen Weg zwischen den Birnbäumen hinauf nach der brüchigen

Treppe. — Mit halbem Blick sah er zur Linken die angelehnte Tür des Holzstalls und den harten Stahlglanz der Axt, die auf dem Stocke lag, als hätte sie noch an diesem Morgen eine fleißige Hand geführt. — Leben! — aufatmend trat er hinein, von den Stimmen seiner Jugend umraunt.

Ein Geruch von gedörrtem Obst und von angebräuntem Scheitholz, ein Heimatgeruch, nahm ihn auf.

Und nun taumelte da drüben vom Fenstersitz unter dem hängenden Wintergrün die Frau in die Höhe und tappte ihm mit unsicheren Füßen entgegen.

Der Vogel im Käfig flatterte, von ihrem zitternden Laute erschreckt.

Sie standen dicht vor einander, in dem tiefen Dämmer der kleinen Stube, und fürchteten das Wort, das mit allzulautem Klang zerreißen konnte, was ihnen das Herz froh und weh machte.

„Bist wieder da?" sagte sie ganz leise und sah ihm mit den übermüdeten Augen nur ins Gesicht; aber ihre dürre Hand streichelte sanft an dem leeren Ärmel herunter, den die Augen nicht sehen wollten. — Und sie lächelte, ganz still, ganz für sich allein.

Der Soldat stand ungelenk und ernst.

„Willst dir's nicht merken lassen, Mutter," brachte er hart hervor.

Und dann legte er den linken Arm um ihre Schultern und gab sich den Anschein, als wollt' er sie auf den Scheitel küssen. Aber er tat's nicht, sondern wandte sich kurz ab und schüttelte den Mantel von sich auf die Holzbank, neben das Bündel und den Stecken und die Mütze.

Da kam sie nach und zog ihn an der Hand herum.

„Ist das recht so? — ich denke, es ist genug, daß du lebst!"

Er hatte sich an den Tisch gesetzt und sah sich schweigend um. Da war alles geblieben, die Uhr mit dem bunten vergilbten Blatt, das wurmstichige Hausgerät und die graue Katze, die über den ausgetretenen Ziegelboden kroch und an der Eisenplatte des Ofens hinstrich. Nur so ruhig schien alles geworden zu sein, so ruhig. Und so klein und niedrig war dieses arme vertraute Gelaß.

„Hast ja den schwarzen Sonntagsstaat an?" fragte er endlich verwundert. „Aber doch nicht wegen meiner?"

„Ich hab' es ja nicht gewußt," erwiderte sie traurig, als gält' es eine Versäumnis zu entschuldigen, und eilte, einen Bissen zum Frühstück aus dem Schrank zu schaffen. „Wirst ja wohl nichts Rechts im Magen haben."

Der Martin nickte zum Dank. Aber er warf noch einen mißtrauischen Blick auf das feierliche Gewand. „Nun, also dann?"

Da stemmte sie die Hände auf den Tisch und sah ihn an. „Dem Berthel Sixt zu Ehren. Zu dem hab' ich hinaus wollen."

Die Augen des Jungen wurden hell, als er des besten Gesellen dachte.

„Ist der Sixt-Berthel herein? Ich mein', er wär' nach Rußland gekommen. Vielleicht auch verwundet und krumm?"

Die Frau schüttelte den Kopf. „Er kam mit dem Brustschuß herein, weil ihn seine Mutter gern aus dem Lazarett nach Hause haben wollte. Aber es hat nicht angeschlagen. Am Freitag hat er die Augen zugetan. Heut wollen sie ihn begraben."

Der Bursche schob das Messer und das Brot zurück. Der Bissen im Munde würgte ihn. Aber er sagte kein Wort. — Draußen hatte er viele sterben sehn und viele mit bestattet,

ohne mit der Wimper zu zucken. Was war das hier mehr? Hier drinnen war alles anders.

Er strich mit dem Ärmel die Brösleín vom Tisch, so mit der Gebärde der Gleichgültigkeit, gerade weil er im Herzen den Gleichmut nicht finden konnte bei der Nachricht.

Und darum lenkte er ab, als die Frau so vor ihm stehen blieb.

„Dem ist besser geschehn," sagte er mit trübem Lächeln. — „Es wird gelernt sein wollen, daß ich dir mit dem einen Arm so viel nützen kann, wie früher mit den zweien."

Aber sie sah ihn immer noch so tief und freundlich an, als wollte sie sagen: Das ist ja doch deine Meinung nicht, — tust nur so mit dem Kleinmut. Ich kenne dich schon, meinen Jungen.

Da wurde er unruhig.

„Nun?"

Und jetzt nahm sie die Hände vom Tisch und hob die Augen weg. Das hieß: Ich habe doch recht. Aber sie sagte nur ganz heiter und leicht:

„Willst mir nicht was erzählen, Bub, von draußen, — muß nicht eben davon sein, wie das da zuging."

„Ja," antwortete er im ersten Eifer. Aber dann kamen ihm andre Gedanken, und er murmelte: „Aber nicht jetzt, ein andres Mal."

Die Frau erstaunte ein wenig, aber sie ließ sich's nicht merken. „Ist schon recht, — wie du willst."

Sie hantierte am Feuer und überließ ihn seinen stillen Gedanken.

Da sagte er nach einer guten Zeit argwöhnisch und bekümmert:

„Es schaut alles so rechtschaffen aus, wie sonst, draußen und herinnen; hast es denn immer so in Stand halten

können, ohne daß dir's zu sauer worden ist? Denn ich weiß wohl, daß es ein gut Stück Arbeit war ehedem."

„Ich denke schon, daß es ging," gab sie zurück, ohne sich umzusehn. „Hab' halt an dich gedacht, an deine Mühsal, und daß ich's für dich zusammenhielte, für den Tag, wo du einmal wiederkämst. Und so schwer ist es nicht gewesen." Dann tappte sie an den Schrank und vom Schrank an ihren Fensterſitz und sagte so nebenhin: „Sie war ja auch öfter da und hat mir was geholfen."

„So?" nickte der Martin. Und nun hörte er auf die Uhr und zählte, bis sie ein dutzendmal getickt hatte. Danach sprach er, als hätt' er nur halb das flüchtige Wort vernommen:

„Wer denn? — sie?"

Die Frau machte ein Gesicht voll Besorgnis, auf dem ein schüchternes Lächeln in Trauer erstarb.

„Wer denn! Die Margret. — Tu doch nicht so —"

„Ach so, — die Margret. Hast es der gesagt, da — mit dem Arm?"

„Ja freilich, und sie hat mich recht aufgerichtet, als ich zuerst so tief nieder war."

„So, das hat sie?"

Die Frau wurde unruhig. „Gar lieb und stark war sie; und alleweil so eifrig zur Hand. Wär' ja auch von ihr nit anders zu erwarten gewesen, so wie es mit euch zweien steht."

„Mit uns zweien? da denk' dir nur nichts; meinst du vielleicht, der wär' noch was gelegen an so einem halben Menschen wie ich?"

Da stand die Frau auf, aber sie kam nicht heran.

„So also? — Ist sie mir vielleicht darum aus-

geblieben? — Hat sie dir nicht geschrieben ins Lazarett, wie ins Feld zuvor?"

„Ja, Mutter, einmal schon."

„Einmal? — Hast ihr keinen Dank und Gruß schreiben lassen?"

„Nein, Mutter. — Es waren recht schöne Worte in dem Brief; aber ich hab' mir gedacht, von Angesicht zu Angesicht wird es anders sein. Und damit hab' ich recht, das weiß ich."

„Bei der Margret auch?"

Er machte nur eine Bewegung, so heftig und rasch, die sprach: Eine wie alle!

Da schüttelte die Frau den Kopf, aber sie sagte nichts mehr. Sie kannte diese Bewegung an ihm von Jugend her und wußte, daß er dann nichts weiter annahm, nicht belehrt und beraten sein wollte. Also sah sie still nach den Kartoffeln im Topf und hinauf nach der Uhr, ob es nicht zu spät würde.

Und wieder nach einer Weile fing der Junge an:

„Ausgeblieben ist sie, hast du gesagt? Da siehst es gleich."

„Nicht ganz," antwortete die Frau, „bloß seltner gekommen, manchmal viele Tage nicht. Aber gestern ist sie noch auf einen Husch herüber."

„So, gestern. Dann tät' sie also wohl nicht gleich wiederkommen? Ich mein', unversehenerweis, denn wenn sie's hört, daß ich da bin, dann läßt sie's wohl allein."

„Kann leicht sein, heute noch, daß sie mich abholen kommt."

Der Martin blieb noch eine Minute sitzen. Dann sagte er:

„Es wäre wohl recht, daß ich mich derweile ein weniges in der Stadt umschaue und vielleicht auch einmal über die Mauer gucke, wenn sie den Sixt-Berthel begraben, denn mitgehn tu' ich nicht, in der abgetragenen Uniform."

Also stampfte er in seine Kammer, wie er's gewohnt war, wusch sich und bürstete seine grau Gewand zurecht, so gut es gehen wollte. Hernach strebte er eilig hinten durch den Hof hinaus und schlug sich auf dem Gänsepfad nach der Stadt. Aber er ging nicht hinein, als sich die erste Gasse auftat, sondern schlenderte außen durch die Gärten, die unter der zerbröckelten Stadtmauer lagen und die der Herbst schon kahl gemacht hatte.

Ein verlorenes Streifchen Sonne flimmerte in dem dürren Kraut. — So war auch ein Stück Herzenswärme und Fröhlichkeit in ihm, seit er die heimatliche Schwelle wieder überschritten und den Muttersegen um sich gespürt hatte. Aber er gestand's nicht ein und verhärtete sich dagegen, weil er mit seiner finstern Art vor sich selber recht behalten wollte.

Vor einer Stunde, als er auf dem Blutkreuz draußen am Wege gesessen, war die alte Art wieder mächtig geworden, als käme sie ihm aus dem Heimatboden zurück, nachdem sie im harten Feldzug ganz von ihm gewichen war. — Denn bis dorthin war es gut gewesen, so lang ihm noch die Stimmen der Kameraden aus dem Eisenbahnzug im Ohre klangen.

Oder hatte es doch schon früher angefangen, schon als er sich im Lazarett in seine Fiebergedanken hineingrub und die Margret aus dem Herzen drängte, gerade weil sie ihm so tief ins Herz gewachsen war?

Um die halbe Stadt herum brauchte einer nur ein Viertelstündlein. Also stand er schon bald am oberen Tor, wo sich die kleinen Lehmhäuser an der Straße zusammengekauert hatten, als frören sie und fürchteten sich, allein vor dem Tore zu sein. Kein Mensch war ihm in der schauernden Herbstkühle begegnet, auf dem verlassenen Weg an den

Gärten. Kein Mensch war auch hier draußen zu sehen und zu hören.

Einen Augenblick hielt er ein. Auf einem Beet im ausgefüllten Graben prunkte eine hochgeschossene Malve in trügerischer Purpurglut, ein schon gestorbenes Leben; und auf der zerfallenen Mauer schlich des Kesselschmieds schwarzer Kater wie ein greuliches Tagesgespenst.

Da lüstete es den Heimgekehrten, doch zu sehn, wo die Menschen staken und was sie trieben, und er ging entschlossen durch das Tor in die große breite Straße hinein, die wie ein langer Markt die kleine Stadt um sich her versammelt hatte.

Die alten Giebel links und rechts guckten übereinander, die Sperlinge schrien und blähten sich auf dem Pflaster, der Röhrbrunnen redete grämlich mit sich selber.

Soweit aber das Auge die Straße hinunterstrich, sah es erstaunt ein ungewohntes Leben. Weiber im altmodischen Putz warteten unter den Türen, Kinder hatten sich artig zusammengeschart und tuschelten scheu miteinander. Unter den vergilbten Linden am Kirchenchor standen die Männer in dichten Haufen. Und den reinlichen Fahrdamm auf und nieder wandelten feierliche Gruppen, Gestalten, die dem Heimgekehrten wohlbekannt waren: der Bürgermeister, die Beigeordneten, der Kreisarzt, der Oberförster, alle, die etwas zu sagen hatten, und aus der Nachbarschaft der Bezirksamtmann, die alten Schultheißen von den Dörfern, der Rentmeister von Schillingsbach, mit dem er das Tal heraufgekommen, der alte Major vom Schloßgut droben, der auf einige Tage herein war und der zwei Stunden von seinem Landsitz herunter zu fahren hatte.

Und nun sah er auch, daß vor dem „Stern", wo sich im Torweg auf den Bänken die Bauern drängten, ein halb Dutzend solcher Kaleschen und Jagdwagen ausgespannt war.

Was wollten die alle hier, wo sonst kaum ein Schatten über den Weg huschte? — Aber Martin Brandhofer dachte es nur dunkel und ging der Frage nicht nach, denn er sah, wie die Frauen auf ihn aufmerksam wurden und von ihm flüsterten und wie ihn die Männer dort unter den Linden erkannten und schon etliche alte Freunde sich loslösten, um ihm entgegenzugehn.

Da grüßte er von fernher und schlug sich wieder an den Häusern hinauf.

Als er gerade in die Seitengasse schwenken wollte, sah er schräg vor sich über die große Straße eilenden Schritts zwei junge Frauen gehn, eine bräunliche, schlanke mit ernsten Augen im bleichen Gesicht, und eine fahlblonde, knochige von derben Zügen.

Ein ahnungsloser Blick aus den dunkeln Augen fiel auf die müde Soldatengestalt. Und das junge Weib zuckte zusammen, der Fuß strauchelte und wollte nicht mehr weiter. Aber da die andre emsig auf sie hineinsprach, ohne aufzusehn, so raffte sie sich zusammen.

Dem Martin war es durchs Herz geschossen, — heiße Freude und heißer Schmerz in einem: Die Margret mit ihrer Schwägerin.

Aber schon wandte er sich straff in das Gäßchen und setzte den Stock zwischen die Steine, während sich sein Mund im Spotte verzog: „Hast es gesehen, Musketier Brandhofer, wie sie zusammengefahren ist vor dem leeren Armel? Und du hast d o c h recht gehabt mit ihr, siehst du!"

So stieg er an den Hoftoren vorbei, bis er wieder aus den Häusern hinaus und an den Bach kam, wo sich die großen bemoosten Mühlräder drehten und die Müllerfenster so blank durch den gelbgrünen und roten Blättervorhang lugten.

Über den Holzsteg dachte er an den Scheunen vorbei ins Freie zu kommen. Aber da hielt ihn ein düstrer Anblick am Ort.

Auf dem Rasen vor den Scheunen war ein verhängter Wagen aufgefahren, ein hohes Gestell auf großen Rädern, blau gestrichen, genau wie die Munitionswagen draußen auf der Etappe, und der abgeschrägte Oberbau verdeckt von dem schweren schwarzen Tuche mit den silbernen Fransen.

Ausgespannt stand das Gefährt in der tiefen Einsamkeit, fern von den drängenden Menschen, keine Seele war ringsum.

Da dachte Martin Brandhofer, es möchte wohl sein toter Geselle sein, der da eingesargt unter dem Tuche läge und auf die stille Feier wartete.

„Sind sie deinetwegen gekommen, Berthel Sixt," sagte er. „So viele? Große und Kleine? da kannst du dich freuen. Aber hier haben sie dich ganz allein gelassen, daß du noch einmal die freie Luft gespürst und kein vorlaut Wort dich stört."

Ein seltsam heilig Gefühl kam über ihn, da ihn der geheimnisvolle Zufall diesen Weg geführt hatte, und er war so müde auf einmal von all dem Wandern seit Morgen her. Da ging er bedachtsam noch die letzten zehn Schritte und setzte sich in gemessener Entfernung von dem Totenwagen ehrfürchtig auf die Deichsel des Göpelwerks vor den Scheunen.

„Wenn's erlaubt ist," murmelte er, als müßte er den schweigenden Gesellen drum fragen. Und dann saß er und nickte und sah mit heitrer Zufriedenheit um sich. Er dachte zurück, daß ihm noch eben das Herz so grimmig gezuckt hatte, als er die Margret zusammenfahren gesehn, und fühlte nun die segenvolle Ruhe, die hier in ihm war und die

wohl von dem ernsten Wagen dort drüben hergekommen sein mußte.

„Nimm's nicht übel, Berthel Sixt, alter Spielkamerad und Kriegskamerad, daß ich vor dir niedersitz'. Du siehst, ich hab' den Stecken noch, wegen dem Sprengstück im Fuß, von damals her, als es auch um den Arm ging. Es trifft sich gut, daß ich gerade dahergekommen bin, wo ich dich noch einmal finde, ehe sie dich holen, — denn begleiten kann ich dich nicht, weil ich noch meinen schlechten Rock aus dem Graben anhabe. Weiß wohl, daß dir gerade der Rock gefiele, aber es ist wegen der andern —"

Er sah sich um, daß er auch wirklich ganz allein wäre. Niemand. Nur der Gießbach ließ sich hören, der über das abgestellte Mühlrad ging. Die sanfte Sonne war wieder aus dem Herbstgewölk gekommen, die bunten Blätter gaukelten auf die feuchte Erde. Stille umher, friedliches Sterben, milder Tod . . .

„Daß wir noch einmal Zwiesprach halten, Kamerad," sagte Martin Brandhofer. „Denn ich hab' mir oft gedacht, wenn wir so im wilden Feuer vor den Engländern lagen, wie es dir drüben tief in Rußland derweile möchte gegangen sein. Hab' keine Angst vor mir, ich bin nicht gekommen, deinen Schlaf zu stören; kannst weiter träumen, indem ich mit dir rede."

Aber da riß er die Augen auf und krampfte die Hand um den Stock. Drüben auf dem schwarzen Wagen saß mit einem Male, halb seitwärts mit hängendem Bein wie ehedem oft auf der Heufuhre, leibhaft der Kamerad, mit dem er so in einsamen Gedanken sprach. Kein Zweifel konnte da bestehn, denn der Berthel Sixt deckte mit seinem Körper die Luke im Scheunendach, die zuvor über dem Wagen zu sehen gewesen war. Nur ein wenig fahl sah die Gestalt aus in dem

bespritzten, abgeschundenen Schlachtenkleid. Doch saß die Feldmütze leicht auf dem Ohr, und an den schweren braunen Stiefeln blitzten die abgescheuerten Nägel. — Ganz war er's, wie er einst leibte und lebte, nur daß er so blaß und ernst war und daß er die muntern Augen so streng niederschlug. Das schwarzweiße Band im Knopfloch war verfärbt, aber tief auf der linken Brust trug er das Kreuz der Tapfersten.

„Bist du es, Sixt-Berthel?" sagte Martin Brandhofer, die Finger an der Mütze zum soldatischen Gruß, und verwunderte sich schon nicht mehr. „Und es ist dir nit leid, mit mir zu reden?"

Der auf dem Wagen winkte mit ruhiger Hand. „Grüß Gott daheim," antwortete er ernst und freundlich zum Willkomm.

„Er ist's doch," sagte der Einarmige drunten zu sich selbst, ganz ruhig, denn sein Soldatenherz mußte nichts vom Fürchten.

„Hast ein traurig Ende gehabt, Kamerad," sprach er laut, „aber wir wollen von dem reden, was im Leben war. Du bist immer ein froher Jung gewesen; — siehst du, mir ist es erst draußen gekommen in Not und Kampf. Das hat auch ein Stück gehalten über das schwere Gebrest hinweg, das mein Teil sein mußte. Und so bin ich fast fröhlich hereingefahren ins Land und dachte es zu Hause heitrer zu finden als jemals draußen. Sollt' aber nicht so sein."

„Bist mir leicht gram gewesen, daß ich dich an deinem Heimkehrtag mit Trauergepräng empfangen habe, Kamerad Martin?" fragte der droben von seinem Sitz.

„Wie magst nur so reden!" erwiderte der Invalide schnell. „Ich hab' nur gemeint, das hier drinnen paßt nicht mehr für uns, wenn wir von draußen heimkommen, — die

Menschen nicht und nicht einmal das Stück Heimat, das nichts von Leiden weiß."

„Wäre es dir lieber, sie wüßten hier von den Leiden, die der Weltbrand da draußen bringt? Glaub' mir, sie wissen genug davon. Du hast noch keiner Mutter Antlitz über deinen sterbenden Augen gesehn."

Wie zürnend hatte der droben gesprochen, mit der Stimme, die doch einst so übermütig scherzen gekonnt.

„Hab' ich dir weh getan, Berthel, Kamerad?" versetzte der Einarm bedrückt. „Ich hab' dich nicht traurig machen gewollt . . ."

„Ich bin nicht traurig, wie du vermeinst, weil ich das Lachen verlernt habe," gab der Berthel zurück, „sondern heitern Herzens, denn ich habe gesehen, wofür wir sterben gehn, und daß es das Sterben wert ist."

„Ja — die Mutter —", sagte Martin Brandhofer unsicher, — „aber die andern —" Er wußte, an wen er dachte.

„Die Margret, meinst du?" kam es hart vom Wagen herüber.

„Weißt du das?" fragte der drunten, erschrocken vor der Hellsichtigkeit, die in sein Innerstes drang.

Der Kamerad auf dem Wagen nickte nur.

Martin Brandhofer runzelte die Stirn. Dann trotzte er: „Aus dem Herzen hab' ich sie mir reißen wollen, und hab' es getan, damit sie mir nichts mehr wäre, wenn ich nach Hause käm' und sie sich etwa von dem Krüppel abwendete; denn das war in meinen finstern Stunden immer mit mir gegangen. Beschämt wollt' ich nicht vor ihr stehn; leichten Herzens und mit spöttischen Lippen wollte ich zusehn, wie sie sich vor mir entsetzte."

„Und ist es so gekommen?"

Ja, wollte Martin Brandhofer sagen. Aber er brachte

es nicht heraus, als er daran dachte, wie er sich selber von ihr in die Gasse gewendet hatte.

Der droben wiegte den Kopf, als wüßte er's besser.

„Ich meine nicht die allein," fuhr der Unzufriedene drunten fort; „glaubst du, daß die vielen, die da drin versammelt sind, wirklich um deinetwillen kommen, und nicht um des Gepränges willen?"

„Ja, das glaube ich," versetzte der Kamerad.

„Bist doch nur der Sixtin ihr Sohn droben vom Buchhang," zweifelte der andre, „kommen da so viele zu dir?"

„Ja," erklärte der Kamerad; „sie haben wohl um manchen aus Stadt und Dorf getrauert, der draußen im Feld sein einsam Grab gefunden hat, ich bin der erste, den sie daheim zur Ruhe geleiten können. Da ist es jedem, als wär's der eigne Bruder und Sohn, und sie bringen, was sie an Liebe im Herzen tragen."

Der drunten atmete tief. „Sie können auch stolz auf dich sein", sagte er herzlich.

„Vertraue, sie werden mit den Lebenden auch so sein," sprach der auf dem Wagen. „Wir lassen euch unser Anrecht zurück, denn uns dient es zu nichts mehr."

„Glaubst du?" fragte der Einarmige.

„Geh und versuch's. — Siehst du, Kamerad Martin, das ist das Stückchen Land, das sind die paar Menschen, für die du hinausgezogen bist und deine heilen Glieder vor den Feind getragen hast; sollte es anders sein? Steig' auf den Berg dort durch Busch und Dorn, wie wir oft genug als Buben getan, da siehst du andre Berge und weiteres Land, und war doch überall so wie hier und ist überall dasselbe. Ich bin auf den allerhöchsten Berg gestiegen und sehe zu Füßen das ganze deutsche Land. Ist ein Band überall, eine Liebe und Treue herüber und hinüber. Sie haben viel Gutes

gesagt davon, drinnen und draußen. Aber mit dem Herzen muß es gefaßt sein, wenn es der Arm zwingen soll, mit dem Herzen jeder Stein und jedes Stück Grasboden zu Haus. Das weißt du, wie ich, das ist auch in dir, sonst hättest du's nicht geschafft. Gingst heute wieder hinaus und tätest es für das Stückchen Land daheim und für die paar Menschen, die du kennst; denn das ist doch zuletzt dein Leid, daß du's nicht mehr kannst zum zweiten Mal. Weg mit dem Leid, Kamerad, Soldat. Ein freudiger Tod, aber ein fröhlich Leben erst recht, wem's von euch vergönnt ist!"

Dem drunten glühte die Stirn. „Bei dir ist mir, wie neben denen im Feld," sagte er. „So wollen wir miteinander reden, wie es einem jeden draußen ergangen ist."

Aber der Sixt-Berthel auf dem Wagen wehrte ab. „Was sollen viel Worte davon unter uns? weiß jeder das Seine. — Hab Dank, und laß uns Abschied nehmen, Kamerad."

Von der steinernen Bachbrücke drunten kam ein Ton: ungleicher Hufschritt und Rascheln von Gesträng und Riemenzeug. Umschauend sah der Martin zwei gute braune Rösser aus den Häusern hervorkommen und dahinter einen großen Infanteristen, der die Zügel hielt, in Feldrock und Mütze, die Hosen in die blanken Stiefel gesteckt, den rötlichen Schnurrbart hinausgedreht. Die Rösser aber waren aus des Fuhrhalters Stall, und der Infanterist war der lange Stephan, des Bräumeisters Sohn, der auch schon in den Vogesen gelegen hatte und jetzt auf Urlaub daheim war.

Der auf dem Wagen mußte wohl mit feinhörigem Ohr das trottende Gespann schon von fernher vernommen haben.

Martin Brandhofer hätte dem Gesellen noch eben was zu sagen gehabt; aber als er den Kopf wandte, war der Platz auf dem Wagen leer, kein Schatten war von dem

Sixt-Berthel mehr geblieben. Die Luke im Scheunendach starrte hohl und tot über das feierliche Gefährt.

Indem sich der Einarm noch die Augen rieb, war der Lange mit den Pferden herangekommen und machte sich daran, sie vor den Wagen zu spannen.

Er nickte dem Heimgekehrten nur, als ziemte sich's nicht anders bei solchem Tun, einen ernsten Gruß herüber.

„Hab's schon gehört; — Glück herein, Kamerad . ."

Der Martin, der noch auf dem Göpelwerk saß, grüßte auch.

„Ist ein traurig Geschäft, bei dem wir uns wiedersehn."

„Das ist es wohl," sagte der Lange und hängte die Ortscheite ein.

„Wann habt ihr ihn denn da abseit herausgestellt?"

„Hm?" fragte der andre, während er schon die Zügel durch die Schnallen zog.

„Wann habt ihr ihn denn da abseits herausgestellt?"

„Ist ja nur der leere Wagen. Gerade fahren wir hinauf und holen ihn." Und er stieg auf den hohen Kutschersitz. „Hö, — Rösser". . .

Der Wagen schwankte am Bach hinunter, wandte sich aber nicht über die Brücke, sondern bog in den umbuschten Weg, der scharf am Buchhang in das Seitental hinaufschnitt. Dort war hinter dem dünnen Laube viel hastige Bewegung.

Der leere Wagen — kein Berthel drin — Der Soldat dort auf dem einsamen Scheunenplatz schüttelte den Kopf. Aber wenn ihn der Stephan mit dem Wagen erst holen wollte, so mußte er's ja wohl wissen.

Und dann hob der Martin den Kopf in die Höh'. — Mag sein, wie es will. Was wissen die! Auf der schwarzen

Decke über dem Wagendach hatte er doch leibhaft gesessen, der Sixt-Berthel. Das stritt keiner ab.

Und leise sprach Martin Brandhofer die letzten Worte nach:

„Hab' Dank, Kamerad, und laß uns Abschied nehmen . . ."

Ein paar Atemzüge lang blieb er noch so sitzen beim Mühlrauschen, in dem weichen Licht und dem fallenden Laube. Dann dachte er, ein Stück weiter heranzugehn und auf seine Weise teilzunehmen an seines Kameraden Totenfeier.

Als er aber an die Büsche am Weg kam, sah er, wie das trauernde Volk in stummer Hast aus dem Städtlein hinaus in das Bergtal strebte, den tapfern Toten einzuholen. Da waren sie alle, die er drinnen hatte warten sehen, die Großen und die Kleinen, Männer und Weiber und junges Volk, in tiefem Schweigen eilten sie den aufgewühlten, zerwaschenen Weg hinauf.

Halbverborgen vom Gesträuch, ließ er die letzten vorbei, mit finstern Augen spähend, ob sich nicht wo Neugier und hoffärtig Wesen zeigen wollte nach alter Weise.

Dann, als sie vorüber waren, setzte er seinen Stock ein und erklomm auf dem steilen Seitenpfade den Hang, der sich in einem breiten Rasenbuckel vorwölbte. Hinter sich droben den Hochwald, zu Füßen das jähe Wiesental und abwärts, unter Wipfeln tief gebettet, die Stadt, — saß er droben im Gras und sah auf die kleinen schüchternen Häuser, die von der Stadt verlaufen sich da herauf ins dürre Gebüsch verkrochen hatten.

Des Hohlwegs Tiefe und überwucherndes Gehölz verbargen ihm die Tür, aber er erblickte zwei Fenster im Six-

tenhause und sah das Gewühl, das in der engen Wohnstatt nicht Platz hatte.

Auf weitgebreiteten Flügeln ruhte der schwingende Klang vom Turme in der kühlen Luft. Und drunten war atemlose Stille, selbst das goldbraune Laub schwieg über den entblößten Häuptern. Es war so still, das Hüsteln eines Mütterchens wäre bis herauf gedrungen, doch kein leiser Hall zerriß die große Feierlichkeit.

Nun aber ging eine Welle von Bewegung durch die gedrängte Menge. Feiner Kindergesang stieg in die Luft, wie das Singen von kleinen Vögeln, einst als es Sommer war, wie ein tröstliches Lied ewig verjüngten Lebens.

Den umbuschten Weg hinunter glitt das dunkle Menschengewimmel, der Stadt entgegen, ein paar bunte Uniformen blinkten wie schillernde Schuppen des vielfüßigen Tiers aus dem Dämmer der Haselbüsche, schräge Fahnen drängten sich unter dem Buchengeäst, in einer Lücke tauchten die braunen Leiber der Pferde auf, schwankte auf dem verhängten Wagen die graue Gestalt des Lenkers, bis der Schlund des Hohlwegs die letzte Bewegung dahinnahm.

Lange saß der einsame Soldat droben auf dem feuchten Hügel, die verdrückte Mütze in der Hand, und sah auf das kleine Haus hinunter, das so verschlafen in den Büschen lag, als hätte es nur geträumt, was da in ihm und vor ihm geschehen war. Vor dem inneren Gesicht des Einsamen schritt der stumme Zug der Trauernden noch, ein Totengefolge wahrhaftiger Treue und Liebe.

Da schlug es von weit drüben herüber, scharf und kurz, dreimal, grüßte noch einmal zurück von jenseitigen Höh'n und erstickte an der buschigen Brust des Bergs.

Schüsse . . .

Die Ehrensalven der alten Krieger über das Grab des tapferen Jungen.

Da stand Martin Brandhofer aus dem feuchten Grase auf. Der alte Ton aus der Feldschlacht erschütterte ihm mit Wundergewalt das Herz. Wie anders sprach der Mund der Gewehre in der heiligen Heimat, düster und feierlich.

Und er stieg langsam über die Lehne hinunter, durch Schlehen und Kraut, bis auf den Weg, und trat durch die niedere Tür in den Flur, wo noch der Duft der Kränze an allen Dingen hing, und in die kleine Stube.

Dort saß die Sixtin mit den Frauen ihrer Bekanntschaft, denn ihr steifer Fuß versagte ihr den Weg im Trauergeleite hinter der Bahre des Sohns. — Auch das Gesicht seiner Mutter gewahrte der Soldat und das Antlitz der braunen Margret im Schatten des Brotschranks.

Da ging er auf die Sixtin zu und gab ihr die Herzhand. „Es ist mir leid um den Berthel, Gevatterin, — und daß ich ihn nicht mehr am Leben angetroffen hab'; bin erst heute herein, — es war das erste, was ich vernommen."

Die Witwe hielt seine Hand noch fest und sah aus dem faltigen Gesicht mit ihrem tränenleeren Blick zuerst in seine Augen und dann auf den schlaffen Ärmel.

„Der eine so, der andre so," nickte sie im Betrachten; „ihr war't ein paar —! weißt noch, wie oft ihr mir über die Zwetschgen gegangen seid? — ist brav von dir, daß du kommen bist."

Da wurde dem Martin das Herz warm, daß er sagte: „Und sollte es einmal sein, daß eine Hand nötig ist und ein Mann, dem sie gehört, so laßt mich's wissen, obzwar ich nur die eine habe; aber es wär' mir eine Freude, wenn ich euch was geringes helfen könnt' um meines alten Gesellen willen."

Das sagte er freien Herzens, der er zuvor in Sorge gewesen war, ob er seine eigne Arbeit zu Hause werde zwingen können.

„Dank' dir, Jung'," antwortete die Frau, „aber ich hoffe schon, daß ich das wenige mit der Tochter und der Magd kann schaffen. — Laß nur, es tut doch wohl. Der Bezirksamtmann hat es mir auch gesagt, vorhin, als sie gingen: wenn ich Rat und Hilfe brauchte, daß er sein Teil wollte tun. Und er hat dich unter den Leuten gesucht, weil er dich am Wege hat stehen sehn mit dem einen Arm. Nimm den Stuhl und erzähl' von dir."

Da saß Martin Brandhofer unter den Frauen und erzählte, was ihm drunten im eignen Haus vor der Mutter nicht möglich gewesen wäre, alles Schicksal, das ihm widerfahren war: Wie er das Grauen gelernt, als das Blut des überrannten Feindes zuerst sein Bajonett gerötet, wie sie gehaust und gelitten hatten in Schlamm und Wasser und Artilleriefeuer, wie er stark und heiter geworden war in dem großen harten Leben, das die Tausende für ihrer Heimat Frieden und ihres Volkes Zukunft lebten, wie sie das verhaßte Engländervolk aus dem brennenden Hooge geworfen hatten und wie ihn zuletzt in den Trümmern die platzende Granate zusammengerissen.

Mit kargen kurzen Worten berichtete er, aber was er brauchte, war ihm zur Hand, wie von selber rollte sich's ab, daß er vor der Glut erstaunte, die aus seiner Rede brach, und sich fragte, ob das seine Stimme sei, die da sprach, und für wessen Ohr es ihm so gelinge.

Aber daß er zuletzt mit finsterem Mute heimgekehrt war, berichtete er nicht.

„So war meiner auch," sagte die Sixtin, als er zu Ende kam und die Weiber noch befangen saßen. „Sollte ich ihm

da die Ruhe stören mit Jammer und Geschrei? Ich hätt' ihn vielleicht nicht hereinholen sollen. Aber es ist ihm doch wohl zumute gewesen. Und ich hab's verbissen vor ihm, so gut es ging, und weiß, daß er zuletzt ruhigen und fröhlichen Herzens geschieden ist."

Da dachte Martin Brandhofer an das Wort, das ihm der seltsame Kamerad von dem dunkeln Wagen zugerufen hatte: Ein freudiger Tod, aber ein fröhlich Leben erst recht, wem's von euch vergönnt ist. Und er nickte vor sich hin, als ob er's nun verstünde.

Die Glocken schwiegen draußen. Die Sixtin neigte das Ohr. Dann stand sie auf und langte sich ihren Eichenstecken von der Bank.

„So," sagte sie, „nun ist es Zeit, daß wir uns auch aufmachen, es wird Raum geworden sein, daß wir in der Stille an sein offen Bett treten."

Es war nur des Kleinbauern Sixt Witwe, die da mit schwerem Fuß stark und fest nach der Tür ging, aber sie schritt hin wie ein heilig Weib, das mit der Not auch die Zuversicht seines Volks in eine neue Zeit hinüberträgt.

Als die Frauen hinausgegangen waren und der junge Invalid sich anschickte, ihnen zu folgen, fand er die braune Margret unter der Haustür am Pfosten lehnen, als hätte sie ihn erwartet.

Er wäre gern vorbei gewesen, aber sie sah ihn mit den warmen Augen unter dem Kopftuch hervor so verzagt an, daß er ein wenig inne hielt.

„Ich halte dich nicht lang auf," sprach sie hastig und leis. „Nur abbitten hab' ich dir wollen, daß du mich drinnen auf der Straße so hast zusammenfahren sehn."

„Ist nicht nötig," sagte er, ohne sie mehr anzuschaun, und wollte weiter.

Aber sie fuhr eilend fort:

„Deut' es mir nicht falsch, daß ich von selber zu dir rede. — Ich war so verschrocken dort, als ich dich zuerst sah, aber ich schwör' es dir: ich hab' in dem Augenblick nichts gedacht, als wie ich dir helfen könnte nach deinen einsamen Schmerzen, und wie schwer das gewesen sein müßte, was du ausgestanden hast. — So, nun ist es gut, nun geh, und mich laß auch gehen."

Der Soldat wiegte den Kopf und lächelte bitter. Aber wie sie so langsam hinunter gingen, geschah's, daß sie neben einander blieben, weil die schwarzen Frauen schon ein Stück voraus waren.

Unter den bunten Blättern stiegen sie den Hohlweg hinunter, in den tiefen Radspuren, die der schwere Wagen gezogen hatte.

Da brachte er endlich hervor: „Es ist ja doch alles nicht mehr das gleiche, aber ich bin aufrecht, wie's der war, über dessen Grab sie dort geschossen haben. Draußen kämpfen sie weiter, was sollt' ich's nicht hier? soll ich verzweifeln mit meiner einen Hand? Ich denke es schon durchzusetzen in der alten Wirtschaft; sie haben mir auch gesagt im Lazarett, wenn ich erst den künstlichen Arm hätte, so wäre es wie vorher."

Da nun die Margret schwieg, so setzte er nach einer Weile fast heiter hinzu: „Da ich nun erfahren habe, wie sie mit den Toten sind, so hab' ich Vertrauen daheim."

„Das ist das beste," antwortete das Mädchen scheu, „und niemand neidet dir's — Aber es hätte wohl anders können sein, nach dem wie es war."

Nur verstohlen sah er sie von der Seite an, doch das Kopftuch verbarg ihm das halbabgewandte Angesicht.

„Es könnte ja auch sein," meinte er im Nachdenken,

„daß ich für eine alles, was ich wußte, erzählt habe da oben, und daß ich mir's im Spital zuweilen schön gedacht habe, wenn ich ihr allein zu Haus das alles könnte sagen."

Er merkte wohl, wie das über sie kam und wie sie sich vor ihm zwang. Aber nun war er doch bestürzt, als sie so heftig ausbrach:

„Ich hab' diese zwei Arme für dich bereit halten wollen, daß du dich nicht hättest zu mühen brauchen und nicht zu sorgen. Aber im Wege will ich dir nicht sein!"

Das Herz war ihm frei und weit und voll von Frühlingswärme mitten in dem toten Herbst. Aber er verstockte sich noch nach seiner alten Art.

Sie waren nahe an den Bach gelangt, zu den Mühlen und den Scheunen. Der Soldat warf einen suchenden Blick hinüber, aber der Platz war leer.

„Jetzt magst du so reden, aber die Zeit eines Lebens ist lang, du weißt ja selber nicht, wie es dich künftig einmal bedünken möchte. Und es aus Gnade zu nehmen, da bin ich zu stolz."

Sie blieb stehn und sah ihn mit flammenden Augen an.

Dann schlug sie die Schürze vor das heiße Gesicht und rief unter brennenden Tränen:

„Mein Himmel, was hab' ich denn begangen? Bin ich denn so schlecht, daß du so von mir denkst?"

Er beugte sich über sie, aber da sie nicht aufsah und kein Wort mehr hervorkam, wartete er eine kleine Weile und nagte die Lippen und zog die Brauen zusammen.

Darauf wandte er sich mit rauhem Lebwohl bachabwärts nach der Steinbrücke, während sie hastig über den Steg droben entfloh.

Wie betäubt ging er durch die kurze Gasse bis auf den breiten Markt, über den die abfahrenden Gespanne rasselten.

Dann lief er hinauf, wo er ihre dunkle Gestalt aus den Häusern hervortauchen sah und rief sie bei Namen.

Mit Mühe holte er sie ein und hielt sie fest und zog ihr die Hand herunter.

„Habe Geduld mit mir, Margret," bat er mit einem Zucken um den harten Mund.

Und als in der Tiefe ihrer verwunderten Augen ein Lächeln aufstieg, sprach er tapfer weiter:

„Der Berthel hat's voraus gewußt, wofür er hinausging, ob er gleich keinen Schatz dahinten ließ. Ich habe es erst heute recht gelernt. Sieh mir's nach, denn ich habe von Jugend her ein wenig schwer gelernt. Du kannst es wissen: wenn ich so hart und herb war, so bin ich's nur um dich gewesen und um die Liebe zu dir. Es soll beim alten bleiben, wenn es dir noch recht ist, Margret, und schöner werden, als wir zuvor gedacht haben. — Und nun laß uns auch mit den andern zu dem bravsten Kameraden hinausgehn."

Printed in Germany